
Mira
die Schiffskatze
VON
HEINZ RIEDER

Es ist ein ganz ungewöhnliches Katzenschicksal, das in diesem Buche erzählt wird. Durch den plötzlichen Tod ihrer Herrin verliert Mira Heim und Nahrung und sieht sich in die Gesellschaft der herrenlosen Straßenkatzen versetzt, die mühsam und kümmerlich ihr Leben fristen. Aber bald wendet sich wieder ihr Geschick: Durch ein gewagtes turnerisches Kunststück gelangt sie auf ein Schiff, wo sie unter den dort herrschenden Ratten so gründlich aufräumt, daß sie von der Besatzung in Ehren aufgenommen wird und die Stellung einer geachteten Schiffskatze erhält. Im Heimathafen angelangt, nimmt sie nun aber der Kapitän mit nach Hause, und sie soll da seinen Kindern als Spielzeug dienen. Das wird ihr aber bald unleidlich und sie entflieht. Und nun führen sie immer wieder wechselnde Schicksale auf verschiedene Schiffe. Jedesmal, wenn sie von ihren neuen Herren aufs Land verbracht und dort den Beschränkungen des Lebens einer sittsamen Hauskatze unterworfen werden soll, flüchtet sie; denn sie hat nun einmal die goldene Freiheit und die Weite des Meeres gekostet, und sein Salzgeruch zieht sie unwiderstehlich an. Und so kann es nicht ausbleiben, daß sie endlich, nach schaurigem Schiffbruch und angstvollem Umhertreiben als Schiffbrüchige auf dem Meer, auf einer einsamen Insel landet, wo sie in einem paradiesischen Katzendasein ihr Leben beschließen darf. Oder lebt sie dort noch und wartet auf ein Schiff, das sie wieder in die Weite der Weltmeere entführt? Wer kann das sagen?



MIRA

Das abenteuerliche Leben
einer Schiffskatze



MIRA

Das abenteuerliche Leben
einer Schiffskatze

Von

HEINZ RIEDER



I. & S. FEDERMANN VERLAG
MÜNCHEN

Heinz Rieder wurde am 26. August 1911 in Mödling bei Wien geboren. Nach Absolvierung der Mittelschule studierte er seit 1930 an der Wiener Universität Philosophie und wurde 1935 mit dem Dissertationsfach Deutsche Sprache und Literatur zum Dr. phil. promoviert. Seit 1936 ist er mit einer fünfeinhalbjährigen Unterbrechung durch Kriegsdienstleistung bei den Wiener Städtischen Büchereien als Volksbibliothekar tätig.

Zeichnungen von Benno Kögl

Published under Military Government Information Services License No. US-E-180
Lizenzträger Ilse und Senta Federmann

Gesamtherstellung: Graphischer Großbetrieb des Gregorius-Verlag
vorm. Friedrich Pustet Regensburg
Erschienen im Februar 1949 Auflage 5000 Printed in Germany

1

Das Meer und der Hafen. Sorgen und Leiden einer Katzenmutter

Kann man es ganz ermessen, das Wunder des Meeres? Wenn es an klaren Tagen tiefblau daliegt und kaum ein leichter Lufthauch seine spiegelglatte Fläche kräuselt. Wenn die Bora, der kalte Wind des Nordens, es aufwühlt und die langen, schaumgekrönten Wellen sich auf ihm dahinwälzen und sich donnernd an den Felsen des Ufers brechen. Wenn der heiße Sirocco, der Wüstenwind des Südens, tausende kleine Wellen aufwirft, die spritzend gegeneinanderschlagen, so daß man glaubt, das Meer käme von einer Gewalt tief aus seinem Grunde zum Kochen und Überschäumen! Es kann sanft und gefügig die Schiffe tragen. Es kann sie wilde Tänze lehren, wenn seine Wogen mit ihnen Fangball spielen; es kann in furchtbarer und ohnmächtiger Wut gegen die Wellenbrecher der Häfen und die Mauern der Ufer schlagen. Wehe dem Schiffer, dessen schwaches Boot fern vom schützenden Ufer von seinem plötzlich ausbrechenden Zorn überrascht wird! Es zieht ihn in die Tiefe, in der schon so viele ruhen, das unersättliche, mordgierige Meer. Kein Erbarmen kennt es mit den Menschen, das wilde schöne Meer. Mögen sie sich noch so oft als seine Herren fühlen, wenn sie bei ruhiger See auf ihm dahinsegeln, einmal bricht doch seine wilde entfesselte Gewalt aus, es verschlingt ihre kunstvollen Schiffe und wirft alles, was sie bergen, den Fischen zum Fraß vor. Es ist ein Wunder an Schönheit, aber auch voll des Grauens.

Habt ihr sie schon gesehen, die Geheimnisse, die seine grünen Tiefen bergen? An stillen Tagen, bei spiegelglatter See könnt ihr mit den Blicken bis zu ihnen hinabtauchen, wenn ihr euch über die Kaimauer beugt, oder über den Rand des Bootes. Da könnt ihr die Tangwälder sehen, deren Äste und Zweige sich wie ein Ährenfeld im Winde wiegen und deren Flüstern und Rauschen man heraufzuhören vermeint. Da könnt ihr die Quallen sehen, die majestätisch darüber hinsegeln, die silbrigen Arme der Polypen, die sich tückisch aus ihnen emporschlängeln und denen schon so manches arglose Fischlein zum Opfer fiel. Da könnt ihr in den seichten Felsenbuchten die runden und feisten Krabben eilig über den Sand laufen, die schwarzen Seeigel ihre stacheligen Rücken emporrecken sehen — und erst die Fische, große und kleine, in allen Farben und Formen, wer könnte sie schildern, wer ihre Massen zählen?

Man muß es lieben, das schöne, das furchtbare Meer. Wer es einmal gesehen, kann es nie mehr vergessen. Vielleicht, daß es einen zwingt, immer wieder zu ihm zurückzukehren. Von einem solchen Geschöpf, das dem Gewaltigen verfallen ist, will diese Geschichte erzählen.

Es lebten viele Katzen im Häusergewirr um den Hafen an der Adria, von dem die Salzluft des Meeres, vermischt mit dem Geruch verwesenden Tanges und faulender Fische, aufstieg. Sie spazierten auf den Molen umher, kletterten über halbverfallene Gartenmauern, hausten in kühlen Kellern oder auf den heißen Dachböden, über denen die Glut des südlichen Sommertages flimmerte.

Es gab magere, schäbige Katzen, die ständig hungrig umherkrochen, weil sie zu keinem Hause und zu keinem

Eigentümer gehörten und ihnen darum niemand Futter gab. Sie nährten sich von dem, was der Tag ihnen zutrug. Meist waren es Fische, wie sie der hohe Wellengang der Bora zwischen den Felsen an den Strand spülte. Oder Abfälle der Küchen, achtlos auf die Straße geschüttet, in die sich manchmal Fleischreste oder sonstige genießbare Dinge verirrten. Oder aber lebende Beute, die zugleich die Jagdleidenschaften befriedigte: etwa Mäuse auf den Böden oder in den Kellern, ein vorwitziger Vogel oder sein Nest mit den piepsenden Jungen, ein Rattennest mit lebendem Inhalt in irgendeinem schmutzigen Winkel des Kanals. Man brachte sich durch, mehr schlecht als recht, aber es ging.

Besser freilich hatten es die Katzen, die zu einem Hause und einem Herrn gehörten. Die hatten täglich morgens und abends ihre Milch und ihre gefüllte Freßschale, schliefen auf Polstern, hatten aber dabei ihre Freiheit inner- und außerhalb des Hauses. Sie waren nicht auf einen faulenden Fisch am Strande oder auf ein Rattennest angewiesen. Wenn sie sich dennoch manchmal auch an solchen Dingen vergriffen, so geschah es nur, um einem vorübergehenden Gaumenkitzel zu genügen.

Bei den nächtlichen Mondscheinpromenaden und Balgereien blieben die Hauskatzen in der Regel obenauf, die verhungerten herrenlosen Katzen verfügten nicht über so viele Kraftreserven wie sie und mußten als die Schwächeren, noch zerzauster und abgerissener, als sie schon waren, das Feld räumen.

Die Hauskatzen hatten niemanden zu fürchten. Selten geschah es, daß sie jemand verjagte, etwa wenn sie allzu frech in einen Kochtopf hineinguckten, oder sich in der Speisekammer an der kühlen Milch gütlich taten.

Sie flohen darum auch niemanden, den Menschen eilten sie freundlich miauend und mit steil emporgerecktem Schwanz entgegen, strichen ihnen schnurrend um die Füße oder sprangen ihnen in den Schoß, Liebkosungen heischend, die ihnen auch gewährt wurden. Lud nicht ihr glänzendes, gepflegtes und in vielen Putzstunden gestriegeltes Fell ein, mit der Hand darüber hinzustreichen? Waren sie nicht schön und appetitlich anzusehen?

Die herrenlosen Katzen aber mochte niemand. Niemandem wäre es eingefallen, über ihr borstiges, verschmutztes Fell zu fahren, das Räuden und Flechten entstellten und anstatt dessen an vielen Stellen die nackte Haut hervorsah. Dazu kam noch das durch viele Kämpfe narbenzerfressene Gesicht, vielleicht mit einem zerstörten Auge, die zerfransten Ohren — nein, sie waren häßlich, und es ekelte jedem vor ihnen. Man jagte sie fort, wo man sie nur sah und wo man ihnen begegnete. Die Hunde rannten hinter ihnen zähnefletschend her, die Buben warfen mit Steinen nach ihnen, nirgends duldete man sie, niemand gab ihnen eine Heimstatt. Sie verschliefen den Tag an verborgenen Plätzen, hoch oben auf Dächern und Mauern, die niemand erreichen konnte. Erst die gnädige, schützende Nacht gab ihnen die Straße frei, unter den funkelnden Sternen und im Licht des Mondes gingen sie auf die Jagd, schlichen sie mit leisen Sohlen über das Pflaster, da und dort in die Luft witternd, ob sie ihnen nicht von irgendeiner Nahrungsquelle Kunde gab. Sie waren wieder ganz zu Raubtieren geworden, mitten im Hafen lebten sie wie das scheue Wild in den Wäldern, allen verfeindet und in jedem einen Feind ahnend. Aber es war auch die Wildheit der freien Kreatur in ihnen.



Zu diesen Elendsgestalten gehörte sie nicht, die wohlgenährte Katze mit dem glänzenden schwarzen Fell, die am äußersten Ende der Hafenstadt ihr Heim und ihre Herrin hatte. Es war freilich keines von den großen und reichen Häusern, wie man sie sonst in der Stadt auch fand, etwa vom Hotel Miramar, dessen Küchen-

abfälle für zehn beleibte und gutsituierte Katzen reichten, die als Ringkampfmatadoren in der halben Stadt berühmt und gefürchtet waren. Es war nur ein kleines, ärmliches, halb verfallenes Haus und die einzige Bewohnerin, eine alleinstehende alte Frau, ging immer sehr nachlässig gekleidet durch die Gasse. Sie verkehrte mit niemandem, die Gassenbuben schimpften „alte Hexe!" hinter ihrem Rücken und drehten ihr eine lange Nase, wenn sie einmal am Tage auf den Markt ging, um ihre Einkäufe zu besorgen. Es waren auch keine üppigen Einkäufe, denn mit der schmalen Rente, die sie als Witwe eines bei einem Schiffsuntergang ums Leben gekommenen Steuermanns bezog, konnte man keine großen Sprünge machen. Es langte aber doch immer noch für eine Schale Milch und ein paar Fischköpfe, die ihr einziger Liebling schnurrend in Empfang nahm.

Andere hatten es vielleicht besser. Aber man konnte sagen: die Schwarze war eine wohlbestallte, gepflegte Hauskatze, die mit Recht auf das herrenlose herumstreunende Gesindel herabsehen konnte, die regelmäßig ihr Fressen vorgesetzt bekam, von Zeit zu Zeit — aber beileibe nicht vom Hunger, sondern von Jagdlust und Langeweile getrieben — auf die Mäusejagd ging oder einen Ausflug in den Hafen unternahm, in der übrigen Zeit aber am liebsten faul in der Sonne lag, schlief oder ihr Fell pflegte.

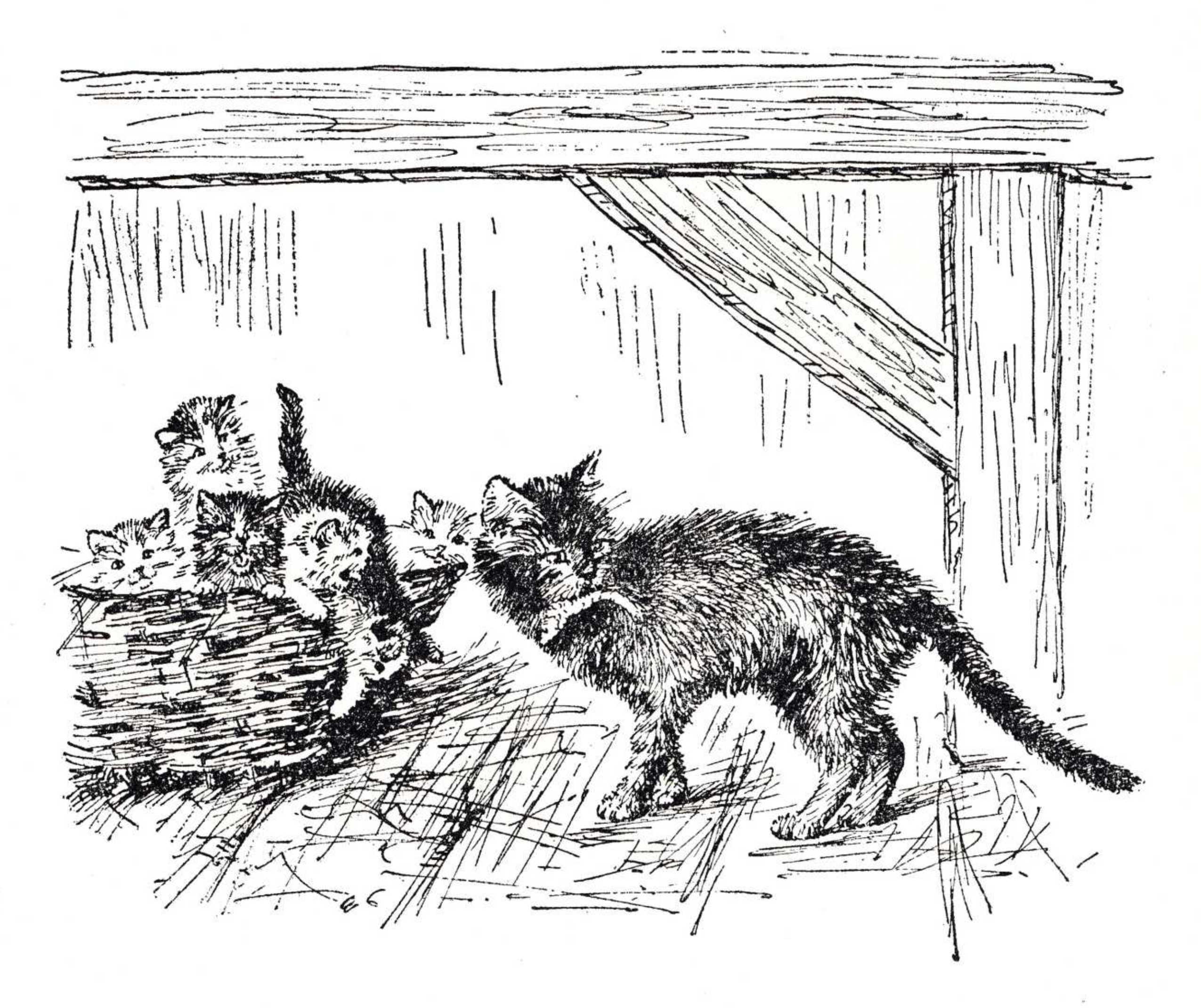
Bis es dann eines Tages anders kam. Die alte Frau wurde schwer krank. Sie lag im Bett, schlief erschöpft, oder redete irres Zeug im Fieber oder stöhnte herzzerbrechend. Hie und da erschien eine mitleidige Nachbarin und brachte ihr Essen. An die Katze aber dachte man nicht. Die schlich miauend durch das Haus, sah



immer wieder nach ihrem Freßnapf, der dauernd leer blieb, in den niemand Milch schüttete oder ein paar Heringsköpfe legte. Dann trieb sie der Hunger hinaus auf die Gasse und hinunter in den Hafen, wo sie sich hie und da etwas Eßbares auftrieb.

Öfter und öfter verschwand sie auch auf den Dachboden. Nicht nur der Mäuse wegen, die nun ihren dürfti-

gen Speisezettel füllen mußten. O nein, noch etwas ganz anderes hatte sie da oben! Etwas, von dem niemand wußte, auch ihre Herrin nicht, die unten in der Stube das Fieber schüttelte. In einer Nische lag es, wo einer der halbvermorschten Balken den Dachboden berührte,



sorgsam aus Stoffresten, alten Federn und Haaren zusammengefügt: ein Nest mit sechs jungen Katzen.

Sie waren noch blind und wimmelten mit tapsigen Bewegungen durcheinander, wenn die Mutter sich über sie legte, um sie zu säugen. Miefend suchten sie nach der begehrten Nahrungsquelle, krochen über- und untereinander, purzelten mit ihren schwachen Beinen oft über den Nestrand hinaus, wurden von der Mutter sorgsam ins Maul genommen und wieder in die Wärme

zurückgetragen, wurden von ihrer rauhen Zunge gekämmt und gestriegelt und entschliefen schnurrend an ihrem warmen atmenden Leibe.

Es war ein Idyll, ein Bild des Friedens. Doch bald sollte es von rauher Hand zerstört werden.

Eines Tages starb unten in der Wohnstube die alte Frau. Die Nachbarin, die ihr immer das Essen brachte, fand sie am Morgen steif und kalt im Bett liegen. Und am selben Tag noch trug man den Leichnam in einem roh gezimmerten Sarg aus dem Hause.

Nun hatte die Schwarze endgültig ihre Herrin verloren. Doch sie hatte noch ihr Haus und ihr Heim. Das Geheimnis des Dachbodens war unentdeckt und sie konnte sich dort, durch niemanden gestört, ihrem Mutterglück hingeben.

Die Augen der Kleinen hatten sich geöffnet. Zuerst nur zu einem kleinen Spalt, der sich gleich ganz fest schloß, wenn ein heller Sonnenstrahl vom Dachfenster her das Nest traf. Dann wurde der Spalt immer größer, schließlich tappten die Jungen mit weit geöffneten Augen über den Nestrand hinaus in die weite Welt des Dachbodens, rochen an den Ziegeln und dem Holz der Dachbalken, spielten auf ihnen „Fang mich“ und Verstecken und balgten sich im Moder und Staub der Winkel, so daß die Mutter Mühe hatte, sie wieder reinzulecken.

Die Nahrungssorgen der Mutter wurden freilich täglich größer. Bald reichte die Milch der Zitzen nicht mehr. Sie mußte schon tote Mäuse und Fischköpfe herbeischleppen, um die sechs hungrigen Mägen zu füllen. Ständig mußte sie unterwegs sein, um Nahrung herbeizuschaffen. Ihre feiste Rundlichkeit verlor sich,

ihre Flanken fielen ein, da sie für sich kaum mehr genug zu fressen hatte. Sie sah bald so aus wie die schäbigen herrenlosen Katzen, die nirgends ein Zuhause hatten.

Sie wußte nicht, daß mittlerweile über das Schicksal des Hauses entschieden wurde. Der Erbe der alten Frau, der an einem weit entfernten Orte wohnte, hatte die halbverfallene Hütte um einen Pappenstiel an den in der Nachbarschaft wohnenden Obsthändler verkauft, der alsbald Auftrag gab, sie abzureißen, da sie für ihn wertlos war. Nur einmal hatte er naserümpfend zum Fenster hineingesehen. Der spärliche Hausrat war von der armen Nachbarschaft geholt worden, soweit er noch zu brauchen war.

Und eines Tages kamen die Maurer und Zimmerleute mit ihren Geräten. Sie stiegen sogleich aufs Dach, um zunächst die Dachziegel, von denen schon viele schadhaft oder zerbrochen waren, auszuhängen. Sie hatten Auftrag, alles, was an der alten Hütte noch verwertbar war, für den Bau des neuen Lagerhauses zu verwenden.

Schon der Erste, der hinaufkam, sah oben das junge Katzenvieh herumwimmeln, er holte sogleich einen Sack und packte eines der greinenden und miauenden Wesen nach dem anderen hinein. Als er fünf beisammen hatte, warf er noch einen Ziegelstein dazu und trug dann den Sack auf den Schultern zum Hafen.

In dem Dunkel des Sackes wimmelten und purzelten die Kleinen miauend durcheinander. Sie schrien jämmerlich nach der Mutter und wußten nicht, daß sie weit weg war, noch, was mit ihnen geschehen sollte.

Aber der Mann, der sie trug, kannte kein Mitleid. An einer abgelegenen Stelle des Hafens hob er den Sack

von den Schultern, holte zum Schwung aus und warf ihn in weitem Bogen in das Wasser.

Aus der dunklen, mit glänzenden und in allen Farben schillernden Ölstreifen durchzogenen Flut spritzte es hoch auf. Kreisrunde Wellen gingen von dort aus, wo der Sack verschwunden war. Ein paar Fische sahen neugierig zu, wie vom Grunde silberne Luftblasen emporstiegen. Dann hörte auch das auf. Der große stille Tod des Meeres hatte sein Opfer bekommen.

Der Mann mit dem Sack hatte eines der Jungen vergessen. Es hatte sich, als er seine Geschwister zusammenfing, in einer Nische zwischen den Dachbalken und alten Kisten versteckt. Sein Instinkt gab ihm ein, in dem Versteck zu bleiben, sosehr auch die Männer auf dem Dache lärmten und klopften, sosehr ihm auch das Herz angstvoll bis zum Halse hinauf schlug.

Die Mutter war an diesem Tage schon frühmorgens zum Hafen hinuntergegangen, um etwas Eßbares aufzutreiben. Während sie am Strand nach toten Fischen suchte, ahnte sie nichts von dem, was inzwischen auf dem Dachboden mit ihren Kindern geschehen war.

Endlich fand sie einen feisten Fisch, den die Wellen ans Land gespült hatten. Den glänzenden weißen Bauch nach oben gekehrt, lag er mit stumpfen Augen da. Sie fraß, von nagendem Hunger getrieben, die Schwanzhälfte sogleich auf, die andere nahm sie geschickt ins Maul und wanderte damit dem Hause zu.

Unterwegs mußte sie sich vor anderen neidischen Katzen in acht nehmen, die ihr gerne ihre Beute abgejagt hätten, aber auch vor herumstreifenden Hunden oder Kindern, die mit Vorliebe Jagd auf Katzen machten.

Als sie dann, zu Hause angekommen, auf das Fenstersims hinaufhüpfte, um an der gewohnten Stelle durch ein zerbrochenes Fenster einzusteigen, sah sie fremde Männer im Hause herumwerken.

Rasch entfloh sie, machte einen Umweg und schlich sich vorsichtig über die Dächer. Bei einer Dachluke zwängte sie sich durch. Sie hatte noch immer den halben Fisch im Maul. Jetzt ließ sie ihn aber vor Schreck fahren, denn einer der Arbeiter, die auf dem Dachboden beschäftigt waren, warf mit einem Ziegel nach ihr.

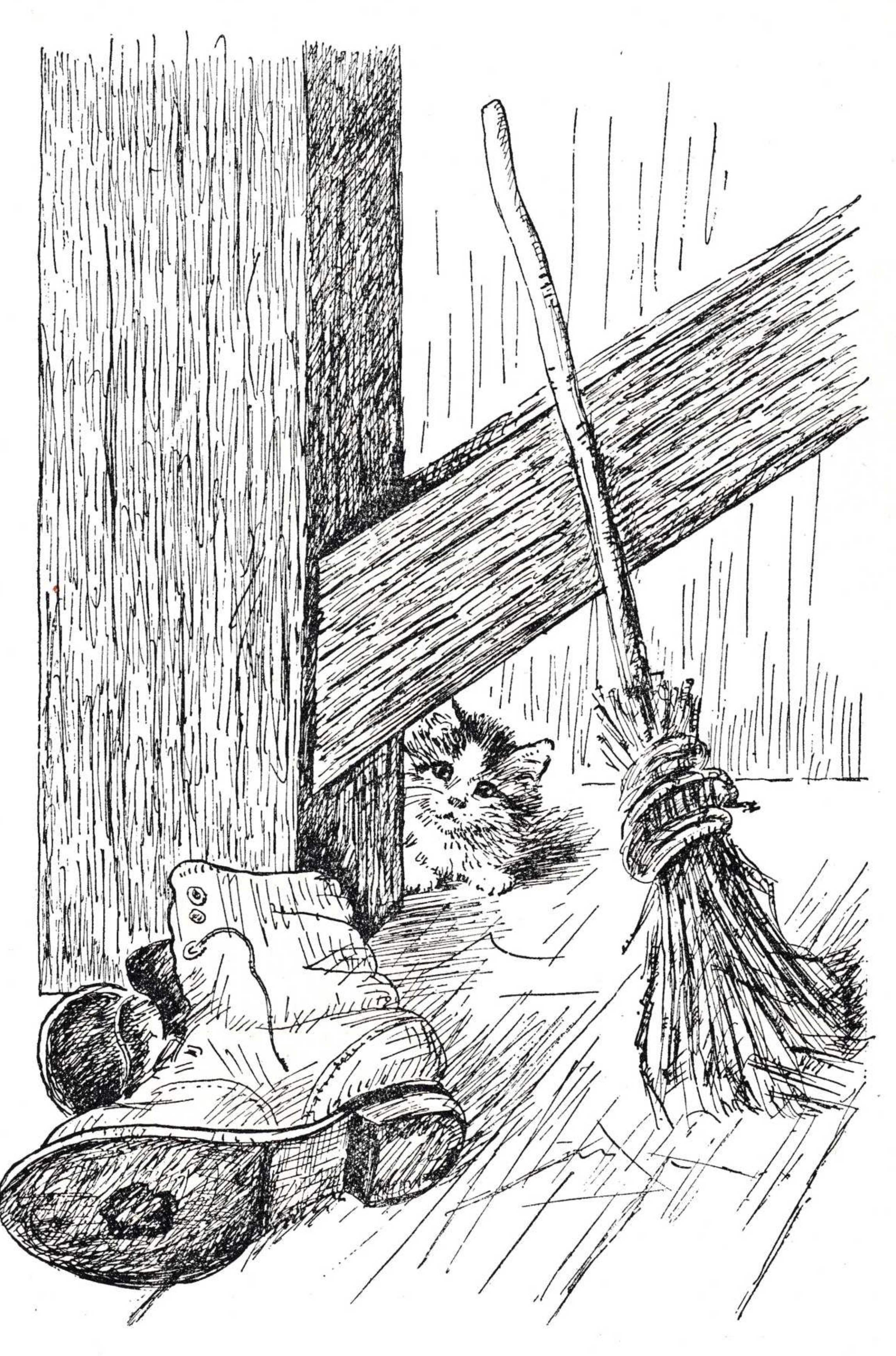
Von panischem Schrecken erfaßt, floh sie über die Dächer. Doch sie kam nicht weit, denn nun packte sie eine ganz starke Sehnsucht nach ihren Jungen. Langsam schlich sie sich zurück.

Sie hatte Glück. Die Arbeiter waren gerade bei einer Frühstückspause. Sie saßen alle in der Stube, bissen in ihre Brotschnitten und ließen die Korbflasche mit dem roten Chiantiwein kreisen.

Die Schwarze strich über den Dachboden. Sie lockte die Kinder durch ein leises Miauen. Wo waren sie? Sie waren doch sonst immer gleich von allen Seiten hungrig herbeigeströmt. Nichts rührte sich. Doch — da kam eines aus der Ecke hervorgekrochen, das dreifarbige, buntscheckige. Es miaute verhungert und suchte gleich nach den Zitzen.

Wo waren die anderen Jungen? Wo war das Schwarze mit dem weißen Brustfleck, wo die beiden Grauen, die schon kühn in den Dachbalken herumkletterten, wo war das Gelbe, das Weiße?

Die Mutter suchte lockend in allen Ecken umher, gefolgt von dem einen greinenden Jungen, das ihr sor-



gendes Suchen nicht verstehen konnte. Was hatte die Mutter?

Da — was war das? Jetzt tappten dröhnende Schritte über die Treppe zum Dachboden hinauf. Ein panischer

Schrecken erfaßte die Mutter. Sie packte ihr letztes, einziges Kind mit den Zähnen beim Fell und schleppte es rasch durch die Dachluke ins Freie.

Geblendet durch die Sonne ließ sie es draußen fallen. Sie waren beide in Sicherheit, aber nur für den Augenblick. Jetzt hob wieder das schreckliche Tappen und Klopfen an, Ziegel klapperten und klirrten zu Boden. Die Schwarze packte abermals ihr Junges und schleppte es in die Dachrinne. Von da sprang sie mit ihm auf das Dach des Nebenhauses.

Hier fanden die beiden ein Spatzennest mit eben ausgekrochenen Jungen. Sie fraßen es aus und stillten so fürs erste ihren Hunger. Dann legten sie sich in die Sonne und putzten sich.

Am Abend kehrten die beiden in ihre geliebte und gewohnte Heimstatt zurück. Aber wie sah es dort aus! Das leere Gerippe der Dachbalken sah traurig gen Himmel, über den die Nacht schon die Sterne ausgesät hatte. Das alte Nest mit den weichen Hadern war zerstört. Wieder suchte die besorgte Mutter nach ihren Kindern — nichts war zu finden. Während ihr Einziges unter einem Dachbalken einschlief, trippelte sie unruhig umher. Schließlich gab sie es auf und schlich durch die mondhellen Gassen zum Hafen hinunter. Von dort kam sie mit einem fetten Fisch zurück. Mutter und Kind hatten einen Festschmaus.

Dann schliefen sie, eng aneinander geschmiegt, ein. Erst der Morgentau weckte sie wieder. Nießend und gähnend begrüßten sie die Sonne. Doch kaum hatten sie in Ruhe ihre Morgentoilette beendet, hörten sie schon die Schritte der Arbeiter. Wieder mußten sie fliehen.

Aber immer wieder kehrten sie zurück, blieben sie

in alter Anhänglicheit dem Hause treu, das ja ihr Haus war. Sie sahen es immer kleiner und niedriger werden, sie sahen, wie Ziegel um Ziegel aus seinem Leib gebrochen wurde. Längst gab es keinen Dachboden mehr, sondern nur ein paar kahle Mauern, ein Gewirr von Dachbalken und Ziegeln, und noch immer drückten sie sich in irgendeinen Winkel „ihres“ Hauses.

Und eines Tages gab es auch das nicht mehr. Auf dem reinlich geräumten Platz sah man anstatt ihres Heimes nichts mehr als einen sauber geschlichteten Ziegelhaufen. Da zogen Mutter und Kind fort. Sie waren beide nichts anderes mehr als zwei von den vielen verlotterten, schmutzigen, herrenlos umherstreichenden Katzen, sie brachten sich so wie sie mehr schlecht als recht durchs Leben.

Die Mutter fand sich allmählich damit ab, daß ihr von allen Kindern nur das eine Buntscheckige, Dreifarbige übriggeblieben war. Sie suchte nicht mehr nach den andern, denn sie hatte schon vergessen, daß einmal mehr Kinder um sie gewesen waren. Ihr Einziges aber wuchs und gedieh, so gut es eben bei der schmalen Kost wachsen und gedeihen konnte. Feist wurde es nicht, es hatte schmale Flanken und seine Rippen konnte man zählen; aber es wurde gelenkig und geschickt, es turnte bald wie seine Mutter über die Mauern und Dächer, sprang mit ihr am Ufer des Meeres von Felsen zu Felsen, an denen die Gischt der Brandung emporschäumte, und lernte in den Nächten des Vollmondes die wilden Katzengesänge. —

Eines Tages aber ereilte die Mutter das Schicksal. Es war ein strahlender, heißer Mittag, als sie beide, vom Hafen kommend, an den Häusern entlangschlichen.

Da kamen sie plötzlich in eine Herde von Gassenbuben hinein, die sogleich begannen, die beiden Katzen mit Steinen zu bewerfen. Der buntscheckigen Kleinen gelang es, durch ein schmales Mauerloch zu schlüpfen und sich so in Sicherheit zu bringen. Die Mutter aber wurde in die Enge getrieben und mußte unter einem Steinhagel ihr Leben lassen. So wurde der Ausgestoßenen und Heimatlosen das Geschick bereitet, das ihresgleichen gewöhnlich traf. Ihrem Kinde freilich blieb ein Schicksal aufgespart, wie es sich in der Welt einer Katze nur selten zuträgt und das darum wert ist, erzählt zu werden.

2

Miras erste Seefahrt. Sie gerät in Gefangenschaft und erringt nach einem angstvollen Abenteuer ihre Freiheit wieder

Die junge Katze stand nun allein im Leben. Aber sie war ein prächtiges gewandtes Geschöpf geworden, ihre Muskeln waren kräftig und ihre Krallen scharf. Ihr Fell war freilich schmutzig und zerzaust wie das der anderen herrenlosen Katzen, aber dreifarbige fanden sich sonst kaum unter ihnen, auch schien ihr Fell langhaariger und ihr Schweif allmählich buschiger zu werden als bei anderen Katzen, was auf eine edlere Abstammung schließen ließ.

Davon wußte sie freilich nichts. Sie lebte ihr Leben, das sich in nichts von dem der anderen Katzen unterschied. Sie ging auf Mäusefang, hob Rattennester aus, stahl sich hie und da einen Vogel, suchte am Strand nach toten Fischen und balgte sich in den Vollmondnächten mit ihresgleichen.

Eines Nachts schlich sie hungrig im Hafengelände umher. In dem glatten dunklen Wasser spiegelten sich die Sterne. Leise glucksten die schwachen Wellen gegen die Kaimauern und brachten die Bojen zu einem müden Schaukeln. Von der Höhe der Mole führten Stiegen zum Wasser hinab, die für die Boote gebaut waren. Dort hüpfte die junge Katze hinab, denn öfter schwamm ein toter Fisch auf den Wellen, den die Flut an der Kaimauer entlang trieb und den man in einem günstigen Augenblick mit der Pfote ganz ans Land ziehen konnte,

ohne daß man dabei selbst naß wurde. Aber sie suchte vergebens, heute war nichts zu holen.

Und sie war so hungrig. Da stieg ihr plötzlich ein verlockender Fischgeruch in die Nase. Sie kletterte wieder hinauf, sog den Wind ein und ging dem Geruch nach. Kein Zweifel, er breitete sich vom Bord eines Schiffes aus, das an der Mole vertäut war.

Sie schlich näher und sah sehnsüchtig an der Bordwand empor. Dort oben befand sich die Quelle dieses lockenden Geruches, der ihren Magen ganz rebellisch machte. Wie kam man nur da hinauf?

Das Schiff war mit Trossen an der Mole festgemacht. Aber auch mittschiffs war die Entfernung zu weit, daß eine ausgewachsene Katze hätte von der Mole an Bord springen können, geschweige denn eine junge.

Aber da waren die Trossen. Es waren dicke Hanftaue. Sie versuchte es und setzte vorsichtig die Pfoten darauf, hackte die Krallen ein und hantelte sich so Schritt für Schritt empor. Oben, knapp an der Schiffswand, war noch eine Schwierigkeit zu überwinden: ein tellerartiges Schutzblech, das man gegen emporkletternde Ratten angebracht hatte. Aber was die Ratten nicht vermochten, gelang ihr: mit einem eleganten Schwung sprang sie darüber hinweg und war schon auf dem Deck.

Es war unbestreitbar ein günstiger Umstand, daß der Matrose, der heute Nacht Deckwache hatte, den Schlaf des Gerechten schlief, denn er hatte am Abend etwas über den Durst getrunken. Aus einer Ecke des Ruderhauses tönte sein melodisches Schnarchen hervor.

Man hatte an diesem Tage das Schiff mit Fässern voll von Salzfischen beladen — daher der betörende Geruch, der unserer verhungerten Heldin so in die Nase stach.



Eines der Fässer war vom Ladebaum schlecht gehoben worden und etwas unsanft auf die Deckplanken gepurzelt. Dabei waren zwei Faßreifen gesprungen, so daß zwischen den locker gewordenen Dauben der Inhalt hervorsah und noch mehr hervorduftete. Die Schauerleute, die das Verladen der Fässer besorgten, hatten sich mit nachdenklichen Mienen um das beschädigte Faß herumgestellt und unter ausgiebiger Zuhilfenahme der Hände lange über den Unfall debattiert. Da aber ihre Arbeitschicht eben zu Ende ging, so hatte auch das Fluchen des Kapitäns nichts genützt, das Faß blieb dort, wo es war, und die Schauerleute gingen von Bord.

So zwängte sich denn nun eine krallenbewehrte Pfote zielbewußt zwischen die Dauben und langte sich geschickt einen Fisch nach dem andern heraus. Es war auch schon höchste Zeit, sich endlich einmal ordentlich sattzuessen.

Während dieser ausgiebigen Mahlzeit hatte sich der Himmel im Osten gerötet. Ein frischer Wind kam auf und trieb vom Ufer her morgendliche Kühle über das Wasser. Im leichten Wellengang begann das Schiff zu schlingern und die Trossen hoben ein sanftes Schwingen an.

Als nun die jugendliche Diebin auf dem gleichen Wege, den sie gekommen war, wieder an Land wollte, da waren die Trossen schon so ins Schaukeln geraten, daß sie es nicht mehr wagen konnte, sie als Laufsteg zu benützen. Ratlos lief sie an der Reeling entlang über die Deckplanken, streckte den Kopf verlangend gegen die Mole zu aus und begann schließlich kläglich zu miauen.

Waren es diese Klagelaute oder die frische, morgendliche Brise, die durch die geöffnete Tür des Ruderhauses

hereinstrich — einerlei: der pflichteifrige Schiffswächter erwachte, rieb sich die Augen, sah draußen das Katzenvieh über die Deckplanken laufen, griff mit einem Fluch nach einem seiner Stiefel, die er sich der Bequemlichkeit halber ausgezogen hatte, und warf ihn im Bogen nach dem ungebetenen Gast. Offenbar aber waren die Nachwirkungen des gemütlichen Abends schuld daran, daß der Schwung zu heftig geriet. Denn der Stiefel verfehlte nicht nur sein Ziel, sondern flog auch über die Reeling, landete mit hörbarem Klatschen im Wasser und sank alsbald in die Tiefe. Während ihm der trauernde Besitzer mit etwas glasigen Augen nachsah, wie er in den Wellen verschwand, hatte sich die Ursache dieses Unglücks in den Spalt einer schlecht geschlossenen Ladeluke gezwängt und war verschwunden.

Wohltätiges Dunkel umfing sie hier unten im Laderaum. Ihre Augen begannen wie Opale zu leuchten, während sie sich zwischen Kisten und Säcken hindurchzwängte und es sich auf einem weichen Stoffballen bequem machte. Dort verschlief sie den Schrecken dieses Morgens.

Als sie erwachte, konnte sie nicht ahnen, daß das Schiff schon Fahrt machte und längst den Hafen verlassen hatte. Aber was hatte sie damit schon verloren? Längst war sie zu einer Herren- und Heimatlosen geworden. Nun aber gehörte ihr die weite Welt, in die sie hinaussegelte als frisch gebackene Schiffskatze. Vorläufig freilich hatte sie der Kapitän in ihrer neuen Stellung noch nicht anerkannt, sie rangierte noch in der zweifelhaften Rolle eines blinden Passagiers — aber das renkte sich schon noch ein.

Bald nach dem Erwachen spürte sie Hunger und begann nun einmal, ihren neuen Aufenthaltsort gründlich zu untersuchen. Genau beroch sie alle Kisten und Ballen. Etliche Fässer, in denen sich Salzfische befanden, rochen sehr verlockend, aber die Reifen und Dauben saßen fest — da war nichts zu machen.

Da — auf einmal spitzte sie die Ohren. Denn neben dem Klatschen des Wassers an die Bordwand und dem eintönigen Stampfen der Maschinen war plötzlich ein neues Geräusch zu unterscheiden, ein Krabbeln und Nagen — Ratten!

Tatsächlich hatte eine Rattenfamilie bereits vor ihr den Laderaum als Wohnort gewählt. Sie war auf einem weit bequemeren Weg als über die Trossen hereingekommen. Schon im Lagerhaus des Hafengeländes hatte sich die Rattenmama in eine der Speckkisten eingenagt und sich in den Speck soweit hineingefressen, daß sie für eine ganze Familie drinnen Platz hatte. Dann hatte sie das Loch mit Holzwolle verstopft und unsichtbar gemacht. Mit der Kiste ließ sie sich vom Ladebaum emporhieven und schließlich im Schiff verstauen. Nun aber fühlte man sich in Sicherheit, wurde munter und lebendig — man rechnete ja auch nicht damit, daß es hier eine Schiffskatze gab. —

Der Kapitän aber konnte sich vor Staunen nicht fassen, als er am Morgen des zweiten Fahrttages eine Katze über Deck laufen sah, die eine junge Ratte im Maul trug.

Zunächst deswegen, weil er sich nicht denken konnte, wie denn eine Katze an Bord gekommen war. Dann deswegen, weil er im Hafen an allen Trossen Rattenbleche hatte anbringen lassen und es daher für ausge-

schlossen hielt, daß ihm die Tiere an Bord kamen. Und schließlich deswegen, weil die Katze eine dreifarbige und keine schwarze war. Er hielt es nämlich stark mit



dem Aberglauben und eine schwarze Katze hätte für ihn mindestens drei Jahre Unglück bedeutet. Eine Dreifarbige konnte nur Glück bringen.

Darum trug er sofort der ganzen Mannschaft auf, der Katze kein Haar zu krümmen. Auch sorgte er dafür, daß ihr täglich ein Napf mit Fressen in den Laderaum gestellt wurde.

Sie war noch immer recht scheu und ließ sich wenig blicken. Allmählich aber faßte sie zu dem dicken Mann Zutrauen, der sie mit ausgesuchten Leckerbissen an sich lockte und ihr dabei einen Namen gab, auf den sie mehr und mehr hörte: „Mira“ — so hatte nämlich eine dreifarbige Katze geheißen, die der Kapitän einmal besaß.

Und Mira faßte sich ein Herz, ging ihrem väterlichen Freunde zu, ließ sich streicheln und krauen und nahm die besten Bissen gnädig aus seiner Hand.

Sie war damit auf dem besten Wege zur Zivilisation und legte alle Verwilderung ab, wie es sich für eine ordentliche Schiffskatze gehörte. Ihr Fell wurde schön und glatt, so daß ihre drei Farben — gelb, weiß und schwarz — zu glänzen und zu leuchten begannen, daß es eine Augenweide war.

Ansonsten ließ sie es sich gut gehen, hielt ausgedehnte Putz- und Schlafstunden, am liebsten an Deck auf zusammengerollten Schiffstauen, mitten in der Sonne. Nur wenn diese es zu Mittag gar zu arg meinte, verkroch sie sich unter einen Polstersitz in der Kapitänskajüte.

Ihr Tisch war immer gedeckt und von den Resten der Küche konnte sie sich reichlich nähren. Hie und da stattete sie ihr auch einen Besuch ab, roch an dem Geschirr herum, klaute sich einen kleinen Fisch oder nahm dankbar an, was ihr der mitleidige Koch zuwarf.

So ging es, bis das Schiff in seinen Bestimmungshafen einlief. An diesem Morgen wurde Mira ihrer Freiheit beraubt. Der Kapitän steckte sie in einen Deckelkorb, denn er wollte sie mit sich nach Hause nehmen — er war in der Hafenstadt ansässig.

Mira miaute empört und kratzte an dem Strohgeflecht

herum. Doch es half ihr nichts. Sie mußte mit. Unter dem Arm des Kapitäns wanderte sie samt Korb über die Landebrücke in die Stadt.

Der Kapitän bewohnte ein Gartenhaus am Stadtrand. Er versammelte an diesem Abend seine zahlreiche Familie — von der Großmutter bis zum Enkelkind waren alle Altersstufen vertreten — um den großen Tisch im Wohnzimmer, in dessen Mitte er den Korb gesetzt hatte.

Als alles beisammen war, öffnete er den Deckel. Mira entstieg dem Korb ohne Hast, mit Grazie und Eleganz, streckte sich ihrer ganzen Länge nach aus und ließ sich bewundern.

Sie hatte sich wirklich in den letzten Tagen auf dem Schiff herausgemacht. Obzwar sie noch nicht zu den „erwachsenen" Katzen zählte, war sie merklich größer und breiter geworden. Ihr Fell glänzte reinlich und gepflegt, alle Reste ihres verwilderten und herrenlosen Daseins waren getilgt.

Aber auch innerlich war sie zur freundlichen, allen zugänglichen Hauskatze geworden. Sie kannte keine Scheu vor den Menschen. Schnurrend kam sie ihnen entgegen und ließ sich willig von der Großmutter wie vom jüngsten Enkelkind das Fell streicheln. Kein Zweifel — Mira war eine kultivierte Katze.

Das Leben, das sie nun zu führen begann, ließ sich gar nicht schlecht an. Jeden Tag hatte sie eine Schale voll der langentbehrten Milch und auch sonst war der Tisch reichlich für sie gedeckt.

Aber es gab auch einige Dinge, die ihr nicht gefielen.

So der Umstand, daß man sie ihrer Freiheit beraubte.

Gewöhnlich sperrte man sie in der Wohnung ein. In den Garten ließ man sie nur unter strenger Bewachung. Kletterte sie einmal über die Mauer, um einen kleinen Ausflug in die Nachbargärten zu unternehmen, so gab es gleich große Aufregung, ganze Treibjagden wurden veranstaltet um ihretwillen, die ihr unleidlich waren.

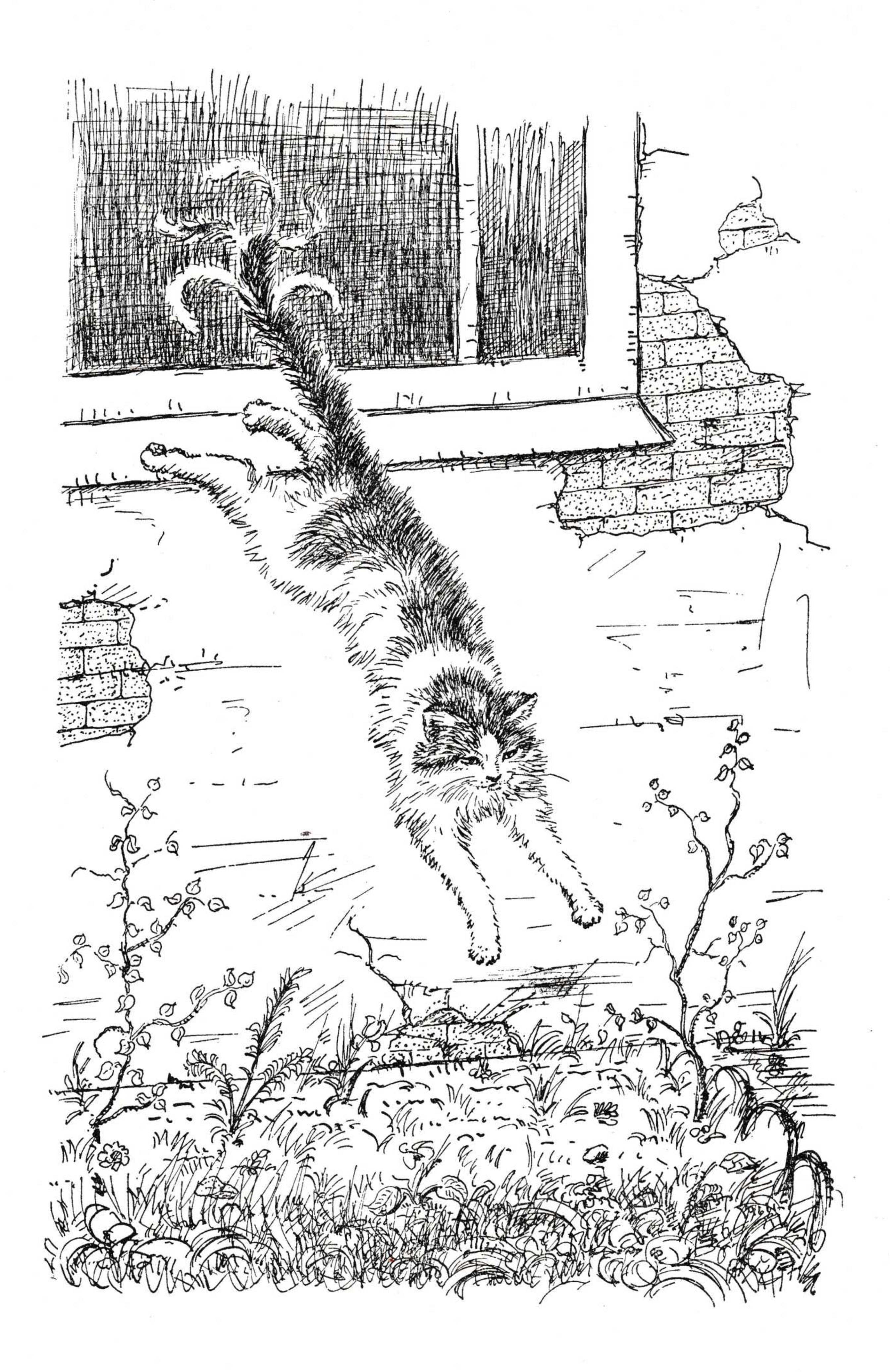
Und sie war doch so an die Freiheit gewöhnt! An das Herumstrolchen in den Gassen und Straßen, in den Höfen und auf den Dächern, in der Wunderwelt des Hafens! Auch auf dem Schiff hatte sie ihre Freiheit gehabt.

Aber nicht nur die Freiheit nahm man ihr, man suchte ihr oft auch genau vorzuschreiben, was sie tun und lassen sollte. Das geschah, wenn es den Enkelkindern einfiel, mit ihr „Mutter und Kind" zu spielen. Da wurde sie dann in einen Wickelkorb gepackt, mußte stillsitzen oder -liegen, dann wurde sie herumgetragen, bekam ein paar Klapse, wenn sie sich bewegte — kurz, es war oft recht unerquicklich.

Einmal aber riß ihr die Geduld. Das kam so:

Die Kinder waren auf die sonderbare Idee gekommen, Miras Schweif zu verschönen. Sie hatten sich dazu die langen Schwanzfedern eines Hahns ausgebettelt, der auf dem Familien-Mittagstisch verspeist worden war. Mit Hilfe einer Stange Siegellack sollten sie an Miras Schweif angebracht werden.

Als sie das heiße Siegellack auf Miras emfindliche Schwanzspitze tröpfeln ließen, erregten sie schon ihren heftigen Protest. Durch rücksichtsloses Beißen und Kratzen vermochte sie sich aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien, aber die Hahnenfedern klebten



bereits fest an ihrem Schweif. Bei jeder Bewegung flatterten sie lustig in der Luft.

Als Mira diese Veränderung bemerkte, wurde sie von einem panischen Schrecken erfaßt. Zum Gaudium der Kinder, aber wahrlich nicht zu ihrer eigenen Freude, raste sie im Zimmer umher. Je schneller sie rannte, desto mehr flatterten die Federn und desto ärger wurde ihre Angst.

Die Kinder wollten sich totlachen über die komische Katze. Diese aber, halb verrückt in ihrer Furcht vor dem eingebildeten Verfolger, sprang auf das Fensterbrett und von dort durch das gerade offene Fenster mit einem kühnen Sprung ins Freie.

Noch immer aber hing das schreckliche Ding an ihrem Schweif. Sie raste durch den Garten, kletterte an Zäunen hoch, schwang sich auf das Dach — es nützte alles nichts. Außer Atem floh sie weiter über die Dächer. Da blieben die Federn an einem geöffneten Dachfenster hängen. Ein schmerzlicher Ruck, der sie etliche Schwanzhaare kostete, und sie war von dem furchterregenden Ding befreit.

Aber da sie nun einmal im Laufen war und sich ihr Schrecken nicht so schnell legte, lief sie noch über mehrere Dächer, durch Höfe und Gärten, bis sie sich in Sicherheit glaubte und beruhigte. Da war sie aber schon weit weg vom Hause des Kapitäns.

3

Das Unglück von Mrs. Plumpudding und die Verwechslung mit dem Kater Puffy, die Mira abermals zu einer Seefahrt verhilft

Es ist etwas wunderbar Schönes um die Freiheit. Auch dann, wenn man um ihretwillen ein schlechteres Leben in Kauf nehmen muß. Mira war nun wieder zu einer herrenlosen Katze geworden, sie hatte kein Heim, niemand setzte ihr das Fressen oder die Schale mit Milch vor; aber es gab auch niemanden, der ihr vorgeschrieben hätte, was sie tun und lassen sollte.

Am selben Abend noch schlich sie hungrig durch die Gassen. Es war leider eine recht gepflegte und ordentliche Stadt, in die sie da geraten war. Nirgends gab es offene Kanäle oder verfallene Häuser, die so wunderbare Jagdgründe abgaben. Die Gassen waren sauber gekehrt, die Höfe reinlich, Abfälle lagen nicht im Freien herum, sondern waren in Tonnen und Blechkisten verstaut, über die noch dazu ein Deckel gestülpt war. Oft roch es recht verlockend daraus hervor, aber sosehr sich auch Mira bemühte, indem sie die Pfoten in jeden Spalt klemmte, sie kam nicht zu den Leckerbissen.

So ergab der erste Tag eine recht magere Ausbeute: spärliche Reste einer Fleischkonserve, eine Wursthaut, ein Fischkopf. Hungrig hielt Mira Siesta.

Als sie wieder erwachte, war es Nacht. Sie sog die Luft ein. Was war das für ein Duft, der ihr da zukam, der sie gleichsam elektrisierte und alle Lebensgeister in ihr wachrief? Es war der Duft des Meeres, die Salzluft und der Fischgeruch des Hafens.

Sie machte sich auf den Weg, immer in der Richtung des lockenden Geruches. Die Straßen lagen im Mondlicht. Vom Schatten der Häuser gedeckt, schlich sie dahin. Sie spitzte die Ohren, wenn sie die Kampfschreie oder Liebeslieder anderer Katzen hörte, oder wenn in gefährlicher Nähe Hundegebell erklang. Einmal mußte sie in großen Sätzen auf eine Mauer flüchten, als ein Hund laut kläffend heranbrauste, der ihre Witterung in die Nase bekommen hatte. Sie sah ihn unter sich vorbeilaufen. Er hatte bald ihre Spur verloren. Als alle Gefahr vorüber war, kletterte sie hinab und eilte weiter dem Hafen zu.

Da war sie nun angelangt. Es war ein viel größerer Hafen als in ihrer Heimatstadt. Die Mole waren weit in das Meer hinausgebaut. Draußen rauschte die Brandung heftig gegen die Wellenbrecher, die aus großen Felstrümmern aufgeschichtet waren. Drinnen im Hafen aber war die See ziemlich ruhig, nur kleine Wellen schlugen gegen die Kaimauern. Hie und da blitzte eine Schaumkrone im Mondlicht auf. Groß und ernst hoben sich die im Nachtschatten schwarzen Segelboote aus den Fluten, die Mastspitzen zeichneten langsame Kreise in den dunklen Himmel. Die kleinen Wellen schlugen mit dumpfen hohlen Schlägen gegen die hölzernen Schiffswände. Hie und da tönte es wie ein jammernder Klagelaut durch die Nacht, wenn ein Schiffstau, mit dem die Boote festgemacht waren, an dem Holz der Pfähle rieb. Oder eine Ankerkette schlurrte im leisen schaukelnden Wellengang. Es war eine vertraute und betörende Musik, die Mira in sich aufnahm, als sie jetzt am Wasser entlangschlenderte und sich den Duft des Hafenwassers in die Nase steigen ließ, den freund-

lichen, verlockenden Geruch, mit dem sie die große Meermutter grüßte. Es war ihr, als hätte sie nun wieder eine Heimat gefunden.

Mrs. Plumpudding lebte stets mit einem schneeweißen Angorakater und zwei Pekineserhündchen zusammen. Sie schaffte sich immer wieder einen neuen schneeweißen Angorakater oder Pekineserhund an, wenn der alte an Altersschwäche gestorben war. Mit dem Kater und den Hunden war sie ständig auf Reisen und besuchte sämtliche Sehenswürdigkeiten Europas. Ihre Hunde kannten sowohl die Laternenpfähle auf dem Petersplatz in Rom, als auch die Ecken des Dogenpalastes in Venedig, sie durften sich im Gras des Tuileriengartens in Paris ebenso wälzen, wie in dem Schloßgarten von Sanssouci. Sie waren in allen Hotelzimmern zu Hause und wußten den Portier und das Zimmermädchen genau vom Hotelkoch zu unterscheiden.

Von dem schneeweißen Angorakater, den Mrs. Plumpudding zu der Zeit besaß, in der diese Geschichte spielt, und der auf den Namen „Puffy“ nicht hörte, ist zu sagen, daß er sich von seinen Vorgängern durch seine ganz hervorragende Dummheit unterschied. Er lernte es nie, zimmerrein zu werden, so daß seine Herrin in den Hotelrechnungen immer einen separaten Posten für „gründliche Zimmersäuberung“ vorgesetzt bekam. Er war so schreckhaft, daß ihn ein fremdes Gesicht zu einer tollen Flucht durch das Zimmer veranlassen konnte. Dann hüpfte er auf Kasten und Tische, warf dabei Gläser und Tassen zu Scherben, schließlich sprang er mit besonderer Vorliebe auf den mitten im Zimmer hängenden Lüster, der meist die Belastung nicht aushielt und

mit ihm zu Boden ging. Solche Zwischenfälle wurden Anlaß für oft recht fette Posten in den Hotelrechnungen Mrs. Plumpuddings. Wurde Puffy im Freien transportiert, so konnte dies nur in einem festgeschlossenen Deckelkorb geschehen, der keinen Blick nach außen gestattete. Trotzdem konnte Puffy durch einen heftigen Stoß oder ein starkes Geräusch derart in Schrecken versetzt werden, daß er wie wahnsinnig im Korb herumraste. Bei einer solchen Gelegenheit — es war während einer Fahrt in einer belebten Großstadtstraße — löste sich der Korbdeckel und es kam zu einer aufregenden Jagd. Als der Kater wieder in der Obhut seiner Herrin war, hatte Mrs. Plumpudding Rechnungen über eine zertrümmerte Auslage, in die ein dem rasenden Puffy ausweichendes Auto hineingefahren war, dann über einen demolierten Streifwagen, dessen Pferd vor dem flüchtenden Kater scheute, und schließlich über einen vierwöchigen Spitalsaufenthalt des Wagemutigen, der Puffy mit den bloßen Händen gefangen hatte, zu bezahlen. Es war Mrs. Plumpuddings kostspieligste Liebe. —

In diesen Tagen, da Mira zu dem freien Leben der herrenlosen Katze zurückgekehrt war, hatte an einem der Außenmolen des großen Hafens ein riesiger Überseepassagierdampfer angelegt. Er sollte Passagiere für eine Fahrt über den Ozean an Bord nehmen.

Der Dampfer hatte schon Miras bedeutendes Interesse erregt, nicht etwa wegen seiner Größe, seiner Schönheit und Eleganz, sondern weil er sehr interessante und verlockende Gerüche von sich gab. So roch es vor allem nach einer sehr guten Küche aus seinem riesigen Stahlleib — kein Wunder, denn der Dampfer hatte

deren drei, je eine für die Passagiere erster und zweiter Klasse und eine für die des Zwischendecks.

Am Tage vor der festgesetzten Abfahrt war eine große Anlandebrücke zwischen Schiff und Mole geschoben worden, die — da die Bordwand des Schiffes besonders hoch war — durch eine Treppe ergänzt wurde. Bald entwickelte sich ein starker Verkehr: die Passagiere begaben sich auf das Schiff. Als er am stärksten wurde, sah man auch Mrs. Plumpudding, umgeben von einem Schwarm von Stewards, die ihre zwölf Koffer trugen, dem Schiffe zustreben. Sie selbst trug den Kater Puffy, den sie niemandem anvertraut hätte, in einem festverschlossenem Henkelkorb. An der anderen Hand führte sie die beiden Pekineserhündchen.

Als sie in der Mitte der Landungsbrücke angelangt waren, ereignete sich ein in seinen Folgen verhängnisvoller Zwischenfall. Es kam nämlich zu einer Beißerei zwischen den beiden Pekinesen und einem ebenfalls dem Schiff zustrebenden, einem anderen Passagier gehörenden Dackel. Da die beiden Pekinesen im Verlaufe des Gefechtes um die arme Mrs. Plumpudding herumrasten, wickelte sich die Leine um ihre Füße. Ein heftiger Ruck der Hunde — und sie kam zu Fall. Der Korb mit dem sorgsam gehüteten Inhalt fiel zu Boden, der Deckel öffnete sich und heraus stürzte Puffy, durch den Lärm und die plötzliche heftige Bewegung in äußerste Furcht versetzt. Und da die Dummheit der oberste Leitstern seines Handelns war, stürzte er sich mit einem Riesensatz über das Geländer der Anlandebrücke zwischen Schiff und Mole ins Wasser.

Als Mrs. Plumpudding das sehen mußte, fiel sie sogleich in Ohnmacht.

Während man die Leblose an Bord trug, kämpfte Puffy in den Wellen. Er war gerade in einen Fleck dicken schwarzen Öls geraten, das man aus dem Maschinenraum abgelassen hatte. Heftig miauend, ruderte er wie ein Verzweifelter und geriet dabei in eine gedeckte Remise für Ruderboote, so daß er den Blicken und der allgemeinen Aufmerksamkeit entzogen wurde, die soeben durch die wütende Hundekeilerei auf der Anlandebrücke und die ohnmächtige Mrs. Plumpudding abgelenkt worden war.

Auch aus unserem Gesichtskreis entschwindet nun der Kater Puffy, für den wir infolge seiner haarsträubenden Dummheit keinerlei Mitleid zu empfinden vermögen. Vielleicht, daß ihn das Leben einer herrenlosen Katze, das er von jetzt ab führen muß, heilt. Ein solches Leben ist ein harte Schule. Es wäre höchstens noch zu bemerken, daß sich die Farbe seines bisher glänzend-seidigen schneeweißen Felles (das von Mrs. Plumpudding täglich eine Stunde lang gebürstet worden war) durch den Aufenthalt im öligen Wasser in bemerkenswerter Weise veränderte, und daß er, als er dieser Brühe entstieg, sich nicht mehr von einem dahergelaufenen Strolchkater unterschied.

Das Interesse an seiner Existenz wird außerdem durch ein ganz erstaunliches Ereignis verdunkelt, mit dem das Drama um die Einschiffung der Mrs. Plumpudding seinen Höhepunkt erreicht.

Da es sich bei ihr um einen Passagier erster Klasse handelte, war der Obersteward bemüht, ihr sogleich Hilfe zukommen zu lassen. Während er sich selbst um die Ohnmächtige bemühte, schickte er zwei Stewards aus, die sogleich darangingen, das auf der Anlandebrücke

entstandene Knäuel von zwei Pekinesen, einem Dackel und einer doppelten Hundeleine zu entwirren. Den Boy aber schickte er mit dem Henkelkorb über die Brücke zur Mole, um den Kater Puffy wieder einzufangen. Allerdings vergaß er dabei in der Aufregung, ihm einzuschärfen, daß es sich um einen schneeweißen Angorakater handle.

Mira lag gerade an der Mole gemächlich in der Sonne, sah dem Treiben um die Einschiffung interessiert zu und sog noch interessierter die angenehmen Düfte ein, die dem Riesenkoloß entströmten.

Wie erstaunte sie aber, als sie sich von rauhen Händen plötzlich emporgehoben fühlte. Ehe sie noch einen Laut der Überraschung und des Protestes von sich geben konnte, ja ehe sie auch nur ihre Krallen zur Abwehr hervorstrecken konnte, lag sie schon in einem Korb, über dem sich sofort fest ein Deckel schloß.

Der Boy aber eilte nach vollbrachter Tat, von inniger Befriedigung — gepaart mit Trinkgeldhoffnung — erfüllt, auf das Schiff zurück und stellte den Korb neben die noch immer ohnmächtige Mrs. Plumpudding und die arg zerrupften Pekinesen, die sich eben ihre Wunden leckten.

Der erste gesammelte Gedanke, der sich Mrs. Plumpuddings Gehirn nach dem Erwachen aus der Umnachtung entrang, galt dem heißgeliebten Kater Puffy. Wie groß aber war da der Seufzer der Erleichterung, als sie den geschlossenen Henkelkorb neben sich stehen sah. Auch die beiden Hunde hatten den Hauptteil ihrer Körperlichkeit unter Verzicht auf einige Haarbüschel und Blutstropfen aus der Schlacht gerettet.

Der Boy, der sich als Retter Puffys vorstellte, wurde reichlich belohnt. Dann trug die Stewardeß den Henkelkorb mit dem wertvollen Inhalt in Mrs. Plumpuddings Kabine. Sie selbst folgte, als sie sich einigermaßen erholt und gestärkt fühlte, unter jedem Arm einen Pekineserhund.

In der Stille der Kabine löste Mrs. Plumpudding die Fesseln des Henkelkorbes, während die Stewardeß eine Schale süße Milch vorbereitete. „Mein armer Puffy!" schmeichelte die Mrs., „was hast du alles ausstehen müssen! Diese rohen Leute, die ein Tier gar nicht verstehen können!" Allgemeine Beschuldigungen erhob sie gerne, obgleich in diesem Falle keine bestimmte Person für das Unglück verantwortlich gemacht werden konnte.

Der Deckel wurde geöffnet und Mira entstieg mit Anmut und Würde dem Korb, streckte sich, gähnte und ließ den Schweif kerzengerade in die Höhe stehen.

Den Lippen der Mrs. Plumpudding entrang sich ein Schrei. Sie überlegte kurz, ob sie sich nicht wieder der gnadenvollen Nacht einer Ohnmacht hingeben sollte, entschied sich aber dann dafür, aus ihrer Kabine zu stürzen und mit dem Schlachtruf: „Man hat mich betrogen!" nach dem Kapitän zu verlangen.

Inzwischen nahmen die beiden Pekinesen, durch das Benehmen der Herrin aufgebracht, eine feindselige Haltung gegen Mira ein, die sich fauchend, zähneweisend und mit vorgestreckten Krallen in eine Ecke der Kabine zurückzog. Doch ließen es die Pekinesen in Anbetracht ihrer Erschöpfung durch den eben durchgemachten



Kampf bei einigen „Rawaus“ bewenden und machten sich dann über die — Puffy dem Einzigen zugedachte — Milch her.

Da hatten sie aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Im Nu war Mira aus ihrer Ecke hervorgestürzt, jeder der Pekinesen erhielt rechts und links zwei durch krallenbewehrte Pfoten äußerst schmerzhaft gestaltete Ohrfeigen und zogen sich winselnd in die Kabinenecke zurück.

Mira aber schlürfte mit Behagen die langentbehrte Milch aus, leckte sich dann genießerisch die Wangen und hielt sogleich an Ort und Stelle ein Schlummerstündchen. —

Da es sich bei Mrs. Plumpudding um einen Passagier erster Klasse handelte, begegnete man ihren lauten Klagen mit der gebührenden Aufmerksamkeit. Der Boy erhielt vom Kapitän persönlich ein paar Ohrfeigen, obwohl er sich ganz unschuldig fühlte. Aber die Erfüllung der Forderung Mrs. Plumpuddings, ein Suchkommando an Land zu senden, das den unglücklichen Kater Puffy an Bord zu bringen hätte, mußte er mit dem Hinweis ablehnen, daß die Anlandebrücke schon eingezogen sei und das Schiff in kurzer Zeit die Anker lichte. Auch ließ sich der Kapitän nicht dazu bringen, den Fahrplan Puffys wegen abzuändern. Er meinte, man könne doch nicht achthundert Fahrgäste wegen eines „Katzenviehs“ warten lassen.

Grollend zog sich Mrs. Plumpudding in ihre Kabine zurück. Der Kapitän wurde von nun an keines Wortes mehr gewürdigt. —

Was gibt es noch zu erzählen, als daß Mira doch das

am Anfang so spröde Herz der neuen Herrin eroberte? Der Kater Puffy wurde vergessen, Miras Liebreiz verdrängte ihn aus Mrs. Plumpuddings Gemüt. Nur die beiden Pekineserhunde blieben unversöhnlich und wiesen jeden Annäherungsversuch Miras mit empörten „Rawaus“ zurück. Nagende Eifersucht träufelte giftige Gedanken in ihre Herzen. Was daraus wurde, soll im nächsten Kapitel erzählt werden.

4

Mira verläßt ihre neue Herrin und erlebt ein gefährliches unterirdisches Abenteuer, bei dem sie beinahe ertrinkt

Es war ein großer, moderner Ozeandampfer, auf dem Mira dieses Mal ihre Seefahrt antrat. Ständig umsorgt und verwöhnt von ihrer Herrin, glaubte sie sich in ein Paradies versetzt. Auch ihrem Freiheitsdrang war keine Grenze gesetzt, da sie gleich in den ersten Tagen daraufkam, wie man mit einem geschickten Sprung die Kabinentür öffnete. War sie einmal aus der Kabine entwischt, dann gehörte ihr das ganze Schiff. Kein Winkel war sicher vor ihr. Sie erschien sowohl im Speisesaal 1. Klasse, wie im Damenzimmer 2. Klasse, sie spazierte über das Promenadedeck, machte einen Abstecher ins Ruderhaus, wo sie sich mit dem Schiffspersonal anfreundete, oder legte sich breit auf einen weichen Fauteuil des Rauchsalons, als ob sie ein ganz prominenter Fahrgast wäre. Aber auch andere Räume des Schiffes, deren Betreten den Fahrgästen sonst streng verboten war, wurden von ihren Besuchen beehrt. Sie kletterte an dem Ankerspill am Vorderdeck herum, oder auf die Rettungsboote, unter deren Segeltuchplachen sie für ein mehrstündiges Schläfchen verschwand, während Mrs. Plumpudding sie wie einen Stecknadelkopf suchte und sie schon auf dem tiefsten Grund des Ozeans wähnte.

Oft ließ sie sich vom Aufzug — den sie überhaupt gern benützte — bis tief in den Bauch des Schiffes führen. Sie ging — durch dunkle Erinnerungen getrieben — im Lagerraum auf Rattensuche, allerdings vergebens,

denn das war ein reinliches, sauberes Schiff. Einmal mußte sie ein Matrose im Gestänge des Maschinenschachts bergen, wo sie sich verstiegen hatte, weder vor- noch rückwärts konnte und kläglich miaute.

Ein anderes Mal kroch sie in den Kettenkasten, der zum Aufnehmen der Ankerkette bestimmt war und den man gerade mit einer roten Rostschutzfarbe bestrichen hatte. Als sie wieder hervorkam, hatte sie ihre Dreifarbigkeit zugunsten einer einheitlichen roten Farbe aufgegeben, bildete eine Sensation an Bord und das Entsetzen von Mrs. Plumpudding. Dafür hatte Mira die Lacher auf ihrer Seite. Erst nach einer langwierigen Behandlung mit Terpentin erhielt sie wieder ihre natürliche Färbung.

Angeregt durch diesen Vorfall, fing sie eines Tages einer der Matrosen ein und strich sie von oben bis unten mit schwarzer Lackfarbe an. Sämtlichen Passagieren, denen sie bei der Deckpromenade in diesem Aufzug über den Weg lief, jagte sie einen gehörigen Schreck ein: eine schwarze Katze konnte doch nur Unglück bedeuten! Und ihre Herrin warf die „fremde“ Katze aus der Kabine, bis man mit ihr Mitleid hatte und ihr die natürliche Farbe wiedergab.

Die Schiffsküchen wurden Miras Lieblingsaufenthalt, denn dort fielen allerhand Leckerbissen für sie ab. Eines Tages aber verscherzte sie sich die Gnade des Kochs. Das kam so: Die Küche war durch eine Aufzugsvorrichtung für die Speisen mit dem darüberliegenden Speisesaal verbunden. Mira hatte eine Schwäche für Aufzüge. Und als eines Tages unten in der Küche ein Saftbraten mit Beilage in den Aufzug gestellt wurde, schmuggelte sie sich in einem unbewachten Augenblick dazu. Oben im

Speisesaal angelangt, sprang sie mit dem Braten im Maul fröhlich aus dem Aufzug und verschwand. Dem Steward blieb der Saft mit der Beilage. Von nun ab wurde sie immer roh und energisch aus der Küche gejagt.

Einmal aber trieb sie es gar arg und zog sich den Zorn des Kapitäns zu. Bei ihrem Herumklettern im Ruderhaus löste sie die Alarmvorrichtung aus. Mit dem Schreckensruf „Großfeuer auf dem Schiff!“ rannte alles aufgeregt zusammen und beruhigte sich erst, als man beim besten Willen keinen Brand entdecken konnte. Nach diesem Vorfall wurde ein Ausgehverbot über Mira verhängt und Mrs. Plumpudding mußte sie in den Henkelkorb einsperren. Aber sie begann dort alsbald mit Schreien und Kratzen ein derartiges wildes Theater aufzuführen, daß sie wieder herausgelassen werden mußte. Doch blieb sie in den letzten Tagen der Seefahrt unter strenger Bewachung.

Mrs. Plumpudding bezog nach ihrer Ankunft in New York ein elegantes Appartement in einem Wolkenkratzerhotel. Auch für Mira war jetzt das ersehnte Ende der Fahrt im geschlossenen Henkelkorb gekommen. Sie kroch aus ihrer engen Behausung und musterte neugierig die Räumlichkeiten. Als sie auf das Fenster sprang, hatte sie einen imposanten Ausblick von der Höhe des 40. Stockwerks, der sie aber nicht besonders fesselte. Nach gründlicher Untersuchung des Zimmers mußte sie außerdem enttäuscht feststellen, daß es weder Ratten noch Mäuse beherbergte.

Das ganze Leben, das ihr nun geboten wurde, war enttäuschend. Sie kam keinen Augenblick ins Freie hinaus. Für ein gewisses Bedürfnis, für dessen Erledi-

gung sie sich im Freien immer einen recht großen Sandhaufen ausgesucht hatte, stand ihr nur ein kleines Kästchen mit Sand zur Verfügung — auch das war enttäuschend. Ihrer Spielleidenschaft sollte eine leere Zwirnrolle dienen, die an einem Faden vom Kasten herabhing. Sie spielte eine Weile mit ihr, dann bekam sie das Ding satt — sie war ja auch schon eine erwachsene Katze, der man solche Kinderspielereien nicht mehr zumuten konnte.

Die Pekinesen erwiesen sich für Spiele vollkommen ungeeignet. Wenn sie von den Spaziergängen mit ihrer Herrin zurückkehrten, warfen sie sich faul und asthmatisch auf ihre Decken. Schlich sich dann Mira heran, um mit ihren Schwänzen zu spielen, gaben sie ein empörtes „Rawau“ von sich. Schmiegte sie sich zärtlich an ihre Herrin, so wurden sie ganz bös, schossen giftige Blicke der Eifersucht, brummten und murrten. Ihr Freßneid kannte keine Grenzen. Aber Mira erwehrte sich ihrer durch wohlgezielte Ohrfeigen.

Am meisten quälte Mira die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit. Oft saß sie am Fenster, sah auf das Gewimmel der Straße hinab oder in den Himmel und gedachte ihrer wunderschönen Stunden am Hafen und auf den Schiffen. Die Stimme des Meeres wurde in ihr laut, sein lockendes Rauschen erklang in ihrer Seele. Die Dünste und Gerüche des Hafens meinte sie in der Nase zu spüren — und dann waren es doch nur die uninteressanten Lackgerüche der Möbel und der Duft von Mrs. Plumpuddings Parfum, der sich aufdringlich in allen Zimmern verbreitete.

Sie gedachte der sonnendurchglühten Tage an der Mole, wenn sie auf den heißen Steinen lag, sich von der

Sonne durchwärmen ließ, dem Rauschen der Brandung lauschte und die herbe Salzluft des Meeres einsog. Oder der hellen Mondnächte mit dem Fieber der Jagd in den Gossen und Kanälen, den wilden Gesängen auf den Dachfirsten und Gartenmauern — o wunderbare, entschwundene Zeit der Freiheit!

Diese ungestillte Sehnsucht begann sie allmählich immer mehr zu verbittern. Sie fing an, Mrs. Plumpuddings Zärtlichkeiten zu entfliehen. Den Haß der beiden Pekinesen gab sie mit noch gesteigertem Haß zurück. Wenn die Herrin nicht einschritt, gab es oft erbitterte Kämpfe um das Fressen, an deren Ende die Hunde mit blutigen Schnauzen davonschlichen. Sie knurrten noch eine Weile böse vor sich hin, schossen giftige Blicke nach dem Katzenvieh und leckten sich ihre Wunden. Noch nie hatten sie in solcher Eintracht gelebt, wie jetzt, angesichts des gemeinsamen Feindes. Es war nur noch abzuwarten, ob diese Eintracht nicht einmal einen Grad erreichte, der Mira verhängnisvoll werden konnte.

So geschah es auch eines Tages. Die Herrin war nicht zu Hause. Mira hatte die Hunde mit einigen wohlgezielten Ohrfeigen von der Freßschüssel gedrängt, machte sich dort breit und schlürfte behaglich das nicht für sie bestimmte Fressen aus.

Die Hunde aber begaben sich nicht wie bisher in ihren Winkel, sondern umkreisten Mira brummend und knurrend, hie und da ein empörtes „Rawau!“ ausstoßend. Und dann ging es plötzlich wie auf ein Signal los.

Der eine ging Mira zähnefletschend von vorne an; während sie damit beschäftigt war, ihn mit Pfotenhieben abzuwehren, machte sich der zweite von rück-

wärts an sie heran. Und ehe man sich's versah, hatte er sich in den sich aufreizend ringelnden Schwanz Miras festgebissen.

Mira drehte sich fauchend um ihre Achse. Im nächsten Augenblick waren die drei zu einer knurrenden, bellenden und fauchenden Masse geworden, die sich auf dem Teppich planlos umherwälzte, die Schüssel mit dem Fressen umwarf, plumpsend am Boden aufschlug und dann wieder Pfoten mit und ohne Krallen in die Luft warf.

Da drehte sich in der Flurtür ein Schlüssel — Mrs. Plumpudding, die von ihren täglichen Einkäufen zurückgekehrt war, öffnete.

In demselben Augenblick hatte sich Mira doch aus dem Knäuel zu lösen vermocht. Wie aus einer Pistole geschossen, sprang sie über die Hunde hinweg an ihrer Herrin vorbei hinaus auf den Hausgang, dort in einen Paternoster-Aufzug, der ständig in Betrieb war — Aufzüge waren ja ihre Leidenschaft — und war schon im nächsten Augenblick den Blicken der ihr nachstürzenden Mrs. Plumpudding entschwunden.

Unten angekommen, lief sie sogleich durch die Eingangshalle auf die Straße.

Dort war die Hölle los. Zu beiden Seiten stiegen die Häuser himmelhoch empor. Wie durch eine enge Schlucht wälzten sich die Menschen und Fahrzeuge lärmend, kreischend und hupend, daß Miras empfindliche Ohren fast taub wurden.

Eine Weile schlich sie vorsichtig, eng an die Häuserwände gedrückt, weiter. Aber schon hatte sie irgendein Schuljunge entdeckt, suchte sie zu haschen und warf

ihr dann einen faulen Apfel nach, der sie schmerzhaft auf den Rücken traf.

Doch da war schon ihre Rettung: über den Gehsteig hatten einige Männer ein Seil gespannt, an dem sich der Menschenstrom vorbeiwälzte. Eines der Kanalgitter war zu Reparaturarbeiten geöffnet worden.

Wie der Blitz sauste Mira in das bergende Dunkel, dicht an einem der Männer vorbei, der eben einsteigen wollte und ihr kopfschüttelnd nachsah.

Mira landete auf dem Boden des Schachtes, wobei sie es nicht verhindern konnte, daß ihre Pfoten mit dem Wasser in Berührung kamen, das dort dahinfloß.

Zu beiden Seiten des Gerinnes jedoch gab es trockene Wege, auf denen sie weiterlief. Aber solange sie auch lief, es gab nirgends einen Ausgang, nirgends fiel die Helligkeit des Tages herab. Doch das Dunkel war ihr nur angenehm, ihre Augen durchdrangen es, die zu leuchten begannen wie Opale.

Allmählich wurde sie müde. Sie legte sich auf die kühlen Steine der Einfassung — die Polster der Mrs. Plumpudding waren es freilich nicht — rollte sich zusammen und schlief ein. —

Sie mußte ziemlich lange geschlafen haben. Es dünkte ihr, daß sie durch ein verstärktes Rauschen des Wassers erwacht war.

Sie wußte nicht, daß sich ober ihr über der Erde die Sonne verdunkelt hatte, daß Regenwolken aufgezogen waren und daß es in den Straßen nun überall regnete. Die Wässer wurden von den Abflußrinnen der Straßen durch die Schächte in die Kanäle geleitet.

Das reißend dahinströmende Wasser leckte an der Steinstufe, auf der Mira lag, immer höher hinauf. Sie

eilte weiter, in der gleichen Richtung, in der auch das Wasser lief. Aber schon mußte sie über Seen springen, die sich auf ihrem Wege bildeten. Bald erfüllten die Wassermassen die ganze Breite des Kanals.

So hüpfte sie denn durch das Wasser und sah nur darauf, daß ihre Pfoten nicht allzu naß wurden. Bald aber konnte sie dies auch nicht mehr vermeiden, denn das Wasser stieg immer höher. Nun ging es ihr über die Pfoten, schließlich berührte es ihren Bauch.

Springend und spritzend bewegte sie sich inmitten der raschfließenden Fluten fort. Schließlich stieg das Wasser so, daß sie nur mehr schwimmen konnte.

Alle möglichen Dinge schaukelten vor und neben ihr in der kalten stinkenden Flut, die ihr durch den Pelz schon unangenehm bis an die Haut drang: ausgepreßte Zitronen, Papiere, Laub, Stoffetzen. Auch eine tote Ratte segelte an ihr vorüber.

Immer höher stieg das Wasser. Immer näher kam Mira zusammen mit dem schwimmenden Unrat an die Deckenwölbung des Kanals. Und wenn die Flut so hoch stieg, daß die Wasser den Kanal ganz ausfüllten? Dann konnte sie den Kopf nicht mehr über Wasser halten und mußte elend ersticken.

Unwillkürlich fing sie kläglich zu miauen an. Sie hatte immer einen Schrecken vor dem Wasser gehabt. Stets war sie der Nässe des Regens ausgewichen und hatte sich vor ihm unter einem Dach oder in irgendeinem schützenden Loch geborgen. Wenn es zu regnen aufgehört hatte, war sie erst dann wieder auf die Straße gegangen, wenn die Sonne die Feuchtigkeit wieder aufgesogen hatte. Auch um Wasserlachen hatte sie auf ihren Wegen stets einen Bogen geschlagen.



Und jetzt? Sie fühlte, wie die braune ekelig riechende Brühe ihr Fell ganz durchdrang. Wenn sie auch den Kopf noch energisch heraushielt, so war sie auch dort schon durch die über sie schlagenden Wellen naß geworden.

Da endlich — als sie wieder einen hilfesuchenden Blick in der Richtung der weiterbrodelnden und schäu-

menden Flut tat, entdeckte sie einen Lichtschein. Das war die Rettung! Dort mußte es endlich ins Freie führen!

Gleichzeitig wurde die Flut aber immer schneller. Immer jäher rissen die Wellen an ihr, Strudel erfaßten sie und drehten sie im Kreise, im immer stärker hereinbrechenden Licht tanzten die Wände vor ihren Augen. War das wirklich die Rettung?

Und während das Tageslicht grell über sie hereinbrach, wurde sie abermals in einem tollen Wirbel gedreht, der ihr fast die Besinnung raubte. Und dann fühlte sie sich plötzlich fallen, Wassermassen umgaben sie ganz und stürzten über sie. Dann schlug ihr Körper spritzend auf neuen Wassermassen auf. —

Draußen hatte sich das Gewitter verzogen. Die Sonne strahlte wieder über den Häusern und über den Gewässern, spielte mit den Wellen des Meeres, in das sich die schmutzigen Fluten der Kanäle ergossen hatten. Sie hatten das dunkle, ölige Hafenwasser gelbbraun gefärbt, die schmutzigen Dinge, die sie mitgebracht hatten, schwammen nun tanzend auf den Wellen.

Auch Mira war eine Zeitlang in ihnen umhergerudert, dann kletterte sie bei einer günstigen Gelegenheit ans Land.

Es war ein flacher Sandstrand, über den die Wellen mit ihren silbrigen Zungen hinspülten. Die Dinge, die sie mit sich führten, tanzten eine Zeitlang nahe der Brandung umher und wurden dann von einer stärkeren Welle entschlossen ans Land geworfen.

Mira triefte vor Nässe und zog auf dem Sand eine breite Wasserspur hinter sich nach. Ein unreines Gefühl

quälte sie, sie schüttelte, so gut es ging, das Wasser ab. Aber sie war bis auf die Haut durchnäßt.

Ein Hund hätte sich in der gleichen Lage im Sand gewälzt; doch Mira war eine Katze, der das nie einfiel. Der Sand war genau so unrein wie das Wasser.

Dagegen suchte sie sich eine reine sandfreie Stelle an einer Mauer, über der die starken Strahlen der Sonne lagen. Und obwohl heftige Hungergefühle sie schon plagten, streckte sie sich der Länge nach hin, so daß möglichst viele Seiten von dem wärmespendenden Licht durch ihren Körper aufgefangen wurden, und ließ sich trocknen.

In leichten Dämpfen dunstete das Wasser aus ihrem Fell, während draußen der Nebel des Abends aus den Schluchten der Häuser über das Meer dampfte. Die Sonne neigte ihre immer schrägeren Strahlen dem Horizont zu und zauberte ein letztes blendendes Feuerwerk über das Meer hin, das majestätische dunkle Schiffe durchpflügten.

Die Schönheit des Abends hob an. Die Mücken tanzten über dem Wasser, die Fische sprangen empor, sie zu haschen. Leiser und leiser murmelte der Wellenschlag, kleiner und kleiner wurden die silbrigen Zungen auf dem Sande des Ufers. Die stürzenden Wässer aus den Kanälen hatten sich verlaufen, die dunkle Farbe des Meeres verdrängte unmerklich die schmutzigen gelben Fluten. Nur in der Ferne war das brausende Getöse der atmenden Millionenstadt zu vernehmen.

Endlich erloschen die letzten Strahlen. Ein kühler Wind strich über die See, die gelben Töne des Landes wandten sich in ein sattes Grau.

Mira erwachte. Sie war trocken. Doch ehe sie den

nagenden Hungergefühlen nachgab und auf Nahrungssuche ging, unterzog sie sich noch einer bis ins einzelne gehenden Reinigung, die sie mit ihrer Zunge vollzog. Kein Haar wurde vergessen, jedes an seinem Orte geordnet und glattgestrichen.

Dann erhob sie sich, streckte sich und schlich schließlich zum Ufer hinunter. Dort hatte das Meer, ihre allzeit gütige Nährmutter, den Tisch schon für sie gedeckt.

Stundenlang strich sie am Ufer entlang, untersuchte all die Herrlichkeiten genau, die von den Fluten ausgespien worden waren. Die Nacht hatte sich inzwischen herniedergesenkt, die Sterne funkelten und die Mondsichel spiegelte sich glitzernd in den Wellen.

Erst gegen Morgen, als der kalte Tau zu rieseln begann und ihr im kühlen Wind fröstelte, suchte sie sich ein geschütztes Plätzchen auf einer Mauer, die noch die Sonnenwärme des Tages ausstrahlte.

5

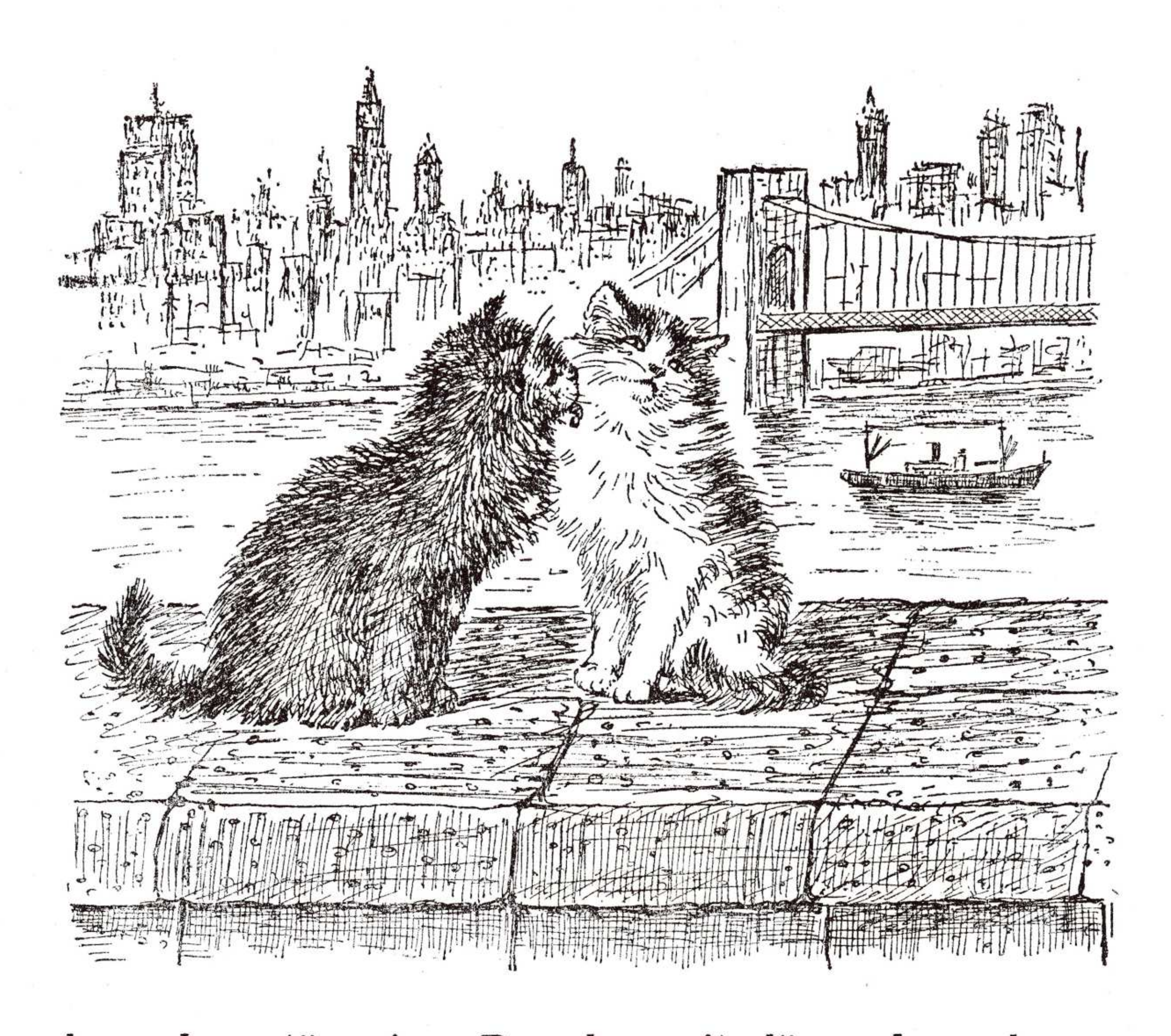
Mira findet wieder auf ein Schiff und zu einem neuen Herrn

Nun war Mira wieder in ihrem Element. War es doch der schönste Abschnitt ihres Lebens gewesen, als sie damals jenseits des Ozeans das freie Leben am Hafen führen durfte, niemandem untertan, von niemand in ihrer Freiheit gehindert, auf nichts als auf ihre Geschicklichkeit angewiesen. Es war ein oft gefahrvolles und schweres Leben gewesen, aber — ein freies Leben. Auch jetzt machte sie die Freiheit wieder glücklich.

Vorläufig hatte sie in dem Hafengelände der großen Stadt keine Nahrungssorgen. Das Meer deckte immer reichlich den Tisch. Oft fand sie auch auf Abfallhaufen eßbare Reste, so etwa in schlecht geleerten Konservendosen.

Es gab auch andere Katzen, die am Hafen umherstrichen. Freilich nicht so viele wie in ihrer Heimat, auch waren sie hier besser gepflegt und jede von ihnen hing mehr oder weniger locker mit einem menschlichen Haushalt zusammen. Es waren reinliche Tiere mit gepflegten Fellen. Auch Mira sah auf ihr Fell, wenn sie auch keine dauernde Heimstatt hatte. Aber es war Sommer und darum ein Unterschlupf kein Problem für sie.

Sie schloß Bekanntschaften, nahm an nächtlichen Mondkonzerten teil, lauschte mit Genuß den Arien der verliebten Kater und ließ sich von ihnen den Hof machen. Es geschah auch bald, daß sie einem von ihnen, einem



besonders stämmigen Burschen mit glänzendem schwarzem Fell — nur auf der Brust hatte er einen dreieckigen weißen Fleck — besonders zugetan wurde. Oft gingen sie zusammen auf Nahrungssuche, der Kater ließ ihr ohne Neid die besten Stücke. Dann lagen sie in der Sonne auf der Mauer beisammen und leckten sich gegenseitig zärtlich das Fell.

Besonders gern strich Mira in dem Gelände eines kleinen Fischerhafens umher. Dort herrschten ähnliche Verhältnisse wie in ihrer Heimatstadt und durch vieles fühlte sie sich an die ferne Heimat erinnert. Große Schiffe ankerten hier nie, dazu war der Hafen viel zu klein. Nur kleine Segelboote gab es, mit einem Mast, der die Segel trug, und einem kleinen Hilfsmotor im

Bauch des Bootes, der es fauchend und prustend aus dem Hafen hinausschleppte. Draußen ließ man das Boot, das ein großes Schleppnetz durch das Wasser zog, mit dem Wind treiben. Dann wurde das Schleppnetz, schwer von sich windenden, blitzenden und durcheinander quirlenden Fischen, an Deck gezogen, und die Arbeit der Fischer begann mit dem Töten und Ausweiden der Fische. Am Ende lagen diese dann, mit viel Salz bestreut, in großen Fässern, reinlich Lage auf Lage gelegt, und wurden nun zum Händler an Land gebracht.

Es roch immer so wunderbar nach Fischen auf solchen Booten. Jedes Tau, jede Planke war von dem Geruch erfüllt. Nur an heißen Tagen, wenn die Sonne besonders herunterbrannte, mischte sich der Geruch des Teeres darunter, mit dem die Fugen zwischen den Deckplanken abgedichtet waren.

Gern wagte Mira von der Kaimauer aus den Sprung an Bord eines solchen Bootes, wenn sie sich vergewissert hatte, daß keine Gefahr drohte. Auch Menschen mied sie in solchen Fällen, denn ihr Instinkt sagte ihr, daß sie im Boot als diebischer Eindringling nicht gern gesehen war.

Vieles ließ sich da finden. Stets lagen vom letzten Fang noch da und dort kleine Fische herum, die beim Einholen des Netzes zwischen den Maschen hindurchgefallen waren und nicht in dem rettenden nassen Element, sondern auf den Deckplanken gelandet waren. Man überließ sie ihrem Schicksal, sie zappelten noch eine Weile in der Sonne und verendeten dann. In der Regel holten sich herabstoßende Möwen die leichte Beute, wenn sie ihnen nicht durch Mira streitig gemacht wurde. Oft hörte sie daher das ärgerliche Schreien

dieser dummen Vögel, wenn sie sich irgendwo an Bord geschlichen hatte. Aber sie kümmerte sich nicht darum und ging weiter auf Nahrungssuche.

Einmal jedoch ging die Sache für sie böse aus — freilich nur zunächst.

Es war wieder an einem sonnigen Spätsommertag im kleinen Fischerhafen. Boot an Boot lag am Kai im Wasser. Die Fischer waren alle an Land gegangen, kaum daß der eine oder andere an Bord saß oder unter Deck in seinen ärmlichen Siebensachen kramte.

Mira schlich hungrig an der Kaimauer entlang und sog verlangend den Fischgeruch von den Booten ein. Bei einem, von dem es besonders gut duftete, wagte sie den Sprung über das Wasser, fiel elegant und leise auf den Deckplanken auf und hatte auch schon einen verendeten Fisch gefunden, den sie nun zu verzehren begann.

Bis jetzt hatte sich alles ganz lautlos vollzogen. Nun aber begann Mira an den Gräten herumzunagen, wodurch ein kleiner Hund, den sie weder gesehen noch gewittert hatte und der in der Nähe des Mastes auf einem Polster schlief, erwachte.

Sofort fuhr er wie ein gereizter Teufel auf die eingedrungene Katze los. So eine Frechheit, dachte er sich wohl, in das geheiligte und streng bewachte Bereich meines Herrn einzudringen!

Mira war überrumpelt. Vor Schreck ließ sie den Fisch fahren. Dann tat sie in ihrer Angst und Fassungslosigkeit etwas völlig Verkehrtes. Es hätte nur eines Sprunges über Bord auf die Kaimauer bedurft und sie wäre wieder in Sicherheit gewesen, denn der Hund konnte ihr auf

diesem Wege nicht nachfolgen. Sie gab aber dem Instinkt nach, der sie lehrte, bei Verfolgungen sich nach oben hin in Sicherheit zu bringen. Also sprang sie auf das Takelwerk und setzte sich auf ein gerefftes Segel.

Dort blieb sie sitzen und sah auf den belfernden, geifernden Hund hinab, der unter ihr umhertanzte und wütende Blicke zu ihr hinaufschoß.

Aber da mußte sie nun auch sitzen bleiben. Der Hund beruhigte sich wohl allmählich, legte sich wieder auf seine Decke und tat so, als würde er gleichgültig, schloß sogar die Augen und stellte sich schlafend. Aber seine Ohren blieben steif. Denn kaum machte Mira Anstalten, hinunterzuklettern, war er schon wieder da und bellte wütend zu ihr empor. Da Mira die Krallen in das Segeltuch einhaken mußte, entstand jedesmal, wenn sie nur einen Schritt tat, ein kratzendes Geräusch, das den Hund gleich auf die Beine brachte.

Da saß sie nun auf dem Segel, hungrig und gefangen, sog die lockenden Gerüche der unten umherliegenden Fische ein und blickte sehnsüchtig hinab. Es war eine quälende Lage.

Jetzt näherten sich dem Boot vom Lande her Schritte. Der Hund sprang abermals auf, diesmal schweifwedelnd und mit freudigem Gekläff. Dabei schielte er aber immer wieder aufmerksam nach der Gefangenen hinauf.

Es war ein breiter, behäbiger Fischer, der nun auf einer Laufplanke an Bord stieg. Er verzog seinen Mund zu einem breiten, freundlichen Lachen, als der Hund an seinen Füßen emporsprang. „Ja freilich, mein Bello, wir freuen uns sehr, uns wieder zu sehen!“ sagte er. „Hat er unser Schiff gut bewacht? Gibt es Neuigkeiten?“

Er fand gleich heraus, daß es eine ganz besondere

Neuigkeit gab. Denn Bello setzte nun ein auffälliges Benehmen in Szene: er lief zum Mast und bellte wütend hinauf, dorthin, wo Mira auf dem gerefften Segel saß und angstvoll hinunteräugte.

Man konnte sie nicht gleich sehen und der Fischer hatte auch schlechte Augen. „Was hat er denn, unser Bello?“ fragte er kopfschüttelnd und trat näher. Er brauchte eine Weile, ehe er oben in der Takelage die Katze erspähte.

Jetzt begriff er Bellos Aufregung. „Da haben wir ja einen Gast bekommen, Bello!“ rief er aus und kletterte sogleich am Mast empor.

Mira zog sich zunächst an die äußerste Spitze der Segelstange zurück, welche Bewegung Bello mit wütendem Gekläff begleitete.

Sie hatte Angst. Aber der Mann war recht freundlich. „Armes verhungertes Tier!“ sagte er, stieg wieder herab, langte sich einen Fisch und begann damit, Mira zu locken.

Sie hatte wirklich großen Hunger. Dann war es auch noch nicht lange her, daß sie sich den Menschen zutraulich genähert hatte, sich streicheln und liebkosen ließ — und sie sehnte sich auch wieder nach einer menschlichen Liebkosung, sie wollte wieder eine Hand über ihr Fell streichen fühlen, sie wollte wieder die zärtlichen Kosenamen eines Menschenwesens hören. So entschloß sie sich denn und kam dem Mann entgegen, der wieder in das Takelwerk zu ihr hinaufgekrochen war und ihr nun den Fisch entgegenstreckte.

Sie nahm den Fisch und fraß gleich davon, sie ließ es auch geschehen, daß der Mann währenddessen die Hände um ihren Leib legte und sie hinabtrug.

Bello hatte vor Staunen zu bellen aufgehört. Als er nun wieder damit anfing, rief ihn sein Herr an: „Kusch! Hier wird nicht mehr gemeutert! Wir haben hier einen Gast, einen neuen Hausgenossen, mit dem wir uns vertragen wollen!"

Knurrend näherte sich nun der Hund, um zunächst einmal den Neuankömmling genau zu beschnuppern. Aber da kam er schön an. Mira drehte sich blitzschnell und fauchend um und verabreichte ihm eine Ohrfeige, daß er heulend in eine Ecke flog.

Das war die letzte ernste Auseinandersetzung, die die beiden hatten. Bello und Mira (die von nun ab vom Fischer zur Bordbesatzung gezählt wurde) waren seither dicke Freunde. Sie neideten sich keinen Fisch. Und an sonnigen Tagen sah man sie dicht nebeneinander auf dem Deck liegen, wie sie sich dem Genuß der wärmenden Strahlen hingaben.

So vergingen die letzten Wochen des Sommers und die ersten milden Tage des Herbstes. Als das Wetter immer kühler und trüber wurde und die Nebel immer stärker über Land und Wasser krochen, verließ der Fischer das Boot und siedelte mit seinen beiden Schützlingen in eines der Häuser am Hafen über. Dort hauste er mit ihnen in einem bescheidenen Zimmer, das ein Ofen wohlig erwärmte.

Mira unternahm wohl von Zeit zu Zeit Ausflüge und wurde vom Fischer keineswegs daran gehindert. Aber das Wetter wurde zusehends kühler und nässer. Und da ihre Wiege im warmen Süden gestanden hatte und ihr Pelz daher auch nicht so dicht war wie der ihrer weiter nördlich geborenen Artgenossen, scheute sie die



Kälte. Da blieb sie dann lieber tagelang neben dem Ofen in der Wärme liegen, pflegte sich den Pelz und ließ sich von ihrem Herrn versorgen.

Sie war nun auch mittlerweile zu einem schönen Tier herangewachsen. Ihr Körper war schön gerundet und wohlgenährt, nirgends störte sein Ebenmaß eine eckig vorstehende Rippe. Das Fell erglänzte seidig und leuchtete in seiner Dreifarbigkeit. Und der Schwanz

war ganz buschig geworden — es mußte doch eine Angorakatze unter ihren Ahnen gewesen sein.

Während es draußen stürmte und der Regen ans Fenster klopfte, saß sie dann in der gemütlichen Stube entweder auf dem Schoß des alten Herrn, der, aus seiner Pfeife paffend, in der Zeitung las, oder auf ihrer Decke dicht beim Ofen, hinter dessen warmer Rundung das brennende Scheitholz krachte. Nebenan lag Bello schlafend und zuckte im Traum mit den Beinen: eben träumte er von einer fremden Katze, die sich auf das Schiff geschlichen hatte und die er bellend verfolgte.

6

Mira verläßt ihren Herrn und unternimmt eine neue Schiffsreise — diesmal mit Familie

Das Frühjahr kam und damit bessere und wärmere Tage. Sobald es halbwegs trockenes Wetter gab, begann Mira Ausflüge zu unternehmen. Niemand hinderte sie daran. Der Fischer öffnete ihr immer bereitwilligst, wenn sie, von ihrem Freiheitsdrang getrieben, miauend zur Tür hinausverlangte.

Freilich — es war noch immer recht kalt und stürmisch. Die Wogen tanzten schäumend und aufgeregt im Hafenbecken und düsterer Nebel hing über den grauen Wassern. Aber an den Fischerbooten war schon allerhand zu tun: die Segel und Netze mußten ausgeflickt werden, da und dort wurde eine Planke zurechtgenagelt, die sich in den Herbststürmen losgelöst hatte, oder die Bordwand mußte mit frischer Farbe gestrichen werden.

Auch unser Fischer verbrachte mit seinen Schutzbefohlenen die Tage mehr und mehr an Bord. Noch dachte man an keine Ausfahrt, es gab viel zu basteln auf dem Schiff, aber sobald die Frühjahrsnächte etwas wärmer wurden, wurde das immerhin kostspielige Zimmer bei Mrs. Smith aufgegeben und man übersiedelte in die Bootskoje. Die hatte eine kleine nette Kochgelegenheit, ein Fenster — sogar mit gestickten Gardinen — ein einfaches Feldbett und einen Tisch — was wollte man mehr? An der Wand hing ein billiger Öldruck, der Kolumbus bei seiner Landung in Amerika darstellte,

wie er von den mit wunderbar bunten Federn gezierten Indianern empfangen wird.

Als dann das Wetter besser wurde und das Boot in See ging, wobei man das Schleppnetz hinter sich herzog, waren Bello und Mira natürlich auch dabei. Und wenn das Netz über Bord gezogen wurde, machte es Mira ein besonderes Vergnügen, die kleinen, blitzenden, sich windenden und zappelnden Fischlein, die an Bord fielen, zu fangen und mit ihnen noch eine Weile zu spielen, ehe sie in ihrem Magen verschwanden.

In jenen hellen, seltsam erregenden Nächten des Vollmonds aber — da war Mira nie an Bord. Schon an den Abenden ergriff sie eine Unruhe. Sie wanderte ziellos über das Deck und am Kai entlang, lauschte auf das Schlappen und Glucksen des Wassers an den Mauern, sog die milde Frühlingsluft ein, roch erregt und mit gesträubten Haaren nach den Spuren anderer Katzen. Und stieg dann der Vollmond strahlend empor, so schlich sie durch die Straßen, horchte, in allen Fasern ihres Körpers erregt, auf die Kampfschreie der Kater über den Dächern, kletterte wohl auch empor und lauschte den Gesängen, die das nun volle strahlende Licht des Mondes geheimnisvoll aus den Kehlen lockte.

Erst am Morgen kehrte sie müde und hungrig heim, oft mit zerzaustem Fell und schmutzigen Flanken. Aber über Tag wurde ihre Schönheit durch das emsige Reinigungsgeschäft ihrer Zunge wiederhergestellt und in einem gründlichen Mittagsschlaf unter den wärmenden Strahlen der Sonne erholte sie sich wieder von den Strapazen der Nacht, denen sie sich nun im Licht des mählich sich senkenden Abends neu unterzog.

Es war ein glückliches Leben, das sie führte. Sie

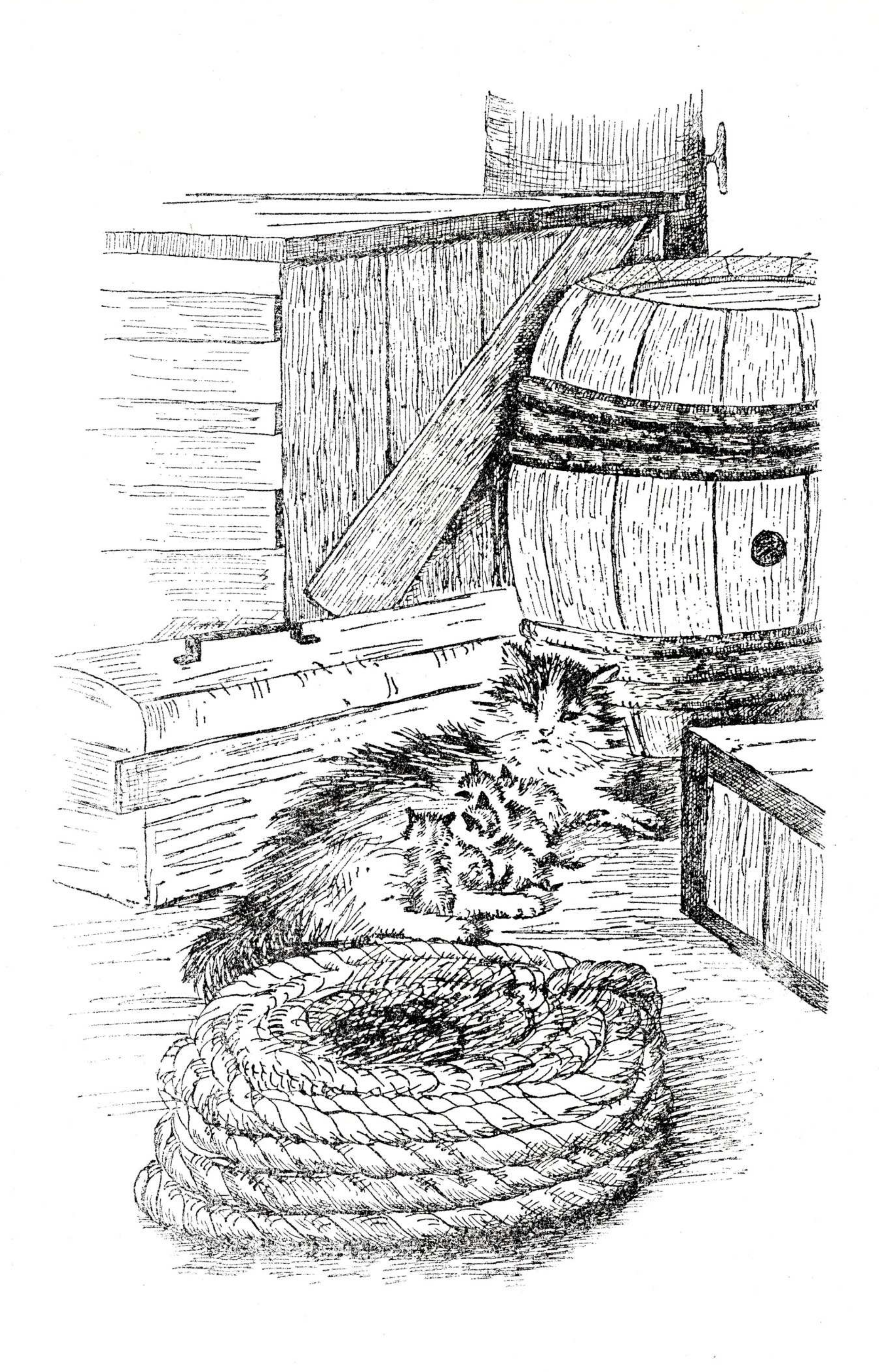
hatte ein Heim, einen Herrn, der für ihr Wohl sorgte, und war doch ganz frei, konnte tun und lassen, was sie wollte. Niemand versperrte ihr die Freiheit, die sie so liebte. Aber da kam nun eine neue Sorge über sie — dieses Mal hatte sie nicht in den Menschen ihren Grund.

Es kam die Zeit, da ihre schwere Stunde immer näher rückte. Aber als es nun galt, eine Wahl des Ortes zu treffen, an dem das freudige Ereignis stattfinden sollte, da kam ihr ein seltsamer Einfall. Sie hatte in letzter Zeit schon öfter einen großen Überseedampfer besucht, der draußen an der Reede lag, und hatte dort auch freundliche Matrosen gefunden, die sie nicht gleich verjagten, sondern an sich lockten und streichelten. Andererseits behagte ihr die Koje des heimatlichen Bootes nicht recht für den in Aussicht genommenen Zweck, da dort der Hund Bello stets herumschnüffelte.

So begab sie sich denn eines Tages auf das Schiff, richtete sich am Vordeck in einem ganz versteckten Winkel zwischen herumliegender Takelage, Netzen, Ankerwinden und anderem Zeug ein und ließ dann der Natur ihren Lauf.

Es war wirklich ein gutes Versteck. Keiner der Matrosen hatte auch nur eine Ahnung davon, was in diesem Winkel des Schiffes vor sich ging. Er wäre auch sehr erstaunt über das gewesen, was dort zu sehen war, wenn man um das Geheimnis wußte: ein durcheinanderwirbelnder Haufen von fünf blinden Katzenkindern, schwarz, grau und gescheckt, zärtlich betreut und beleckt von der Mutter, die nun kaum mehr zu ihrer alten Behausung zurückkehrte.

Mußte sie dennoch ihre Kleinen verlassen, so tat sie es sehr vorsichtig, daß ihr niemand auf ihr Geheimnis kam.



Bei ihrem alten Herrn erschien sie nur auf kurze Gastrollen. Bello mußte sich bei seinem Sonnenbad ohne sie begnügen. Mit Futter versorgten sie die mitleidigen Matrosen an ihrem neuen Aufenthaltsort.

Als sie dann eines Tages auf dem Dampfer eine besondere Unruhe bemerkte, blieb sie an Bord und hielt sich nur mehr in ihrem Nest oder in dessen Nähe auf.

Es war in der Tat eine große Unruhe: Autos mit schweren Lasten fuhren am Kai vor, der große Ladekran mit seiner fauchenden Dampfmaschine setzte sich in Bewegung, Ballen und Kisten wurden in die Höhe geseilt und verschwanden dann im Schacht des Laderaumes. Rufende und schreiende Menschen füllten das Deck. Für Mira und ihre Zärtlichkeiten hatte man keine Zeit und keinen Blick, höchstens erhielt sie einen Fußtritt und wurde weggejagt.

Unruhig trippelte sie über das Deck, hielt sich immer vorsichtig in der Nähe des Verstecks, das ihr Geheimnis barg, und wurde jedesmal sehr besorgt, wenn sich einer der Matrosen ihm näherte. Aber es war ein stiller Winkel des Schiffs, in dem niemand etwas zu suchen hatte.

Infolge der ständigen Besorgnis ihrer Kinder wegen wagte es Mira nicht, zu ihrer alten Heimstätte zurückzukehren. Nur einmal war sie kurz im Hafengelände, um sich irgendwo einen Fisch zu angeln — die Matrosen des großen Schiffs hatten heute nicht einmal daran gedacht, ihr etwas zum Fressen vorzusetzen. So groß war der Wirbel und die Aufregung.

Endlich, am frühen Morgen des nächsten Tages — Mira befand sich gerade im Versteck bei ihren Kindern

— rasselte die Ankerkette. Wolken dichten schwarzen Rauches quollen aus dem Rauchfang und verbreiteten sich über das ganze Schiff. Dann erschütterte ein Stoßen und Stampfen seinen Leib, ein erregtes Läuten und Klingeln tönte vom Maschinenraum her — und nun begann sich die Schraube zu drehen. Am Heck schäumte das Wasser auf, als käme es ins Kochen — und die See war doch spiegelglatt. Riesige Schaumblasen stiegen auf und zerteilten sich in großen Ringen an der Oberfläche des Wassers. Dazwischen gluckste und gurgelte es wieder — es hörte sich an, als ob es vom Grunde des Meeres her käme.

Nun überstürzten sich die emporschäumenden Wasser. Eine zusammenhängende brodelnde schneeweiße Fläche entstand, von der in immer größer werdenden Kreisen starke Wellen ausgingen, die den glatten Spiegel des Hafenwassers weithin zerstörten. Wie bei schwerer See schlugen die Wellen gegen die Kaimauern, spritzten empor, leckten über den Sandstrand, den die Sonne bereits ausgetrocknet hatte. Was dort an Abfällen und Treibholz das Meer im letzten Sturm abgelagert hatte und von dem man glauben konnte, daß es dem salzigen Naß endgültig entkommen war — es wurde nun durch die starken schäumenden Wellen erneut zurückgeholt und tanzte wieder auf ihnen, begann sein Spiel auf dem Wasser abermals, durch Stunden oder vielleicht auch durch Tage, bis es die nächste starke Welle wieder an den Strand warf.

Bis an das ganz ferne Ufer gegenüber der großen wimmelnden Stadt, das von ihr aus kaum noch mit dem Auge wahrzunehmen war, liefen die starken Wellen, die von der Schiffsschraube aufgerührt waren. Dort

störten sie noch die menschenleere Stille, in der sich das nickende Weidengebüsch im glatten Wasser besah, zerbrachen den Spiegel, unterbrachen die Ruhe durch ein Glucksen und Klatschen an den Felswänden und den Ufersteinen — aber nicht lange, denn auf der weiten Reise waren die Wellen schon schwach geworden. Nach wenigen Schlägen brach sich ihre Kraft, und die Stellen des Ufers, die sie benetzt hatten, trockneten wieder in den alle Nässe gierig aufsaugenden Strahlen der höher und höher steigenden Sonne.

Aber kehren wir wieder zu dem großen Schiff zurück, auf dem Mira ihre neue Seereise, die sie wieder über ein Weltmeer führen sollte, antrat.

Noch hatte es nicht das Hafengelände verlassen. Vorsichtig manövrierte es am Kai entlang. Der Mann am Steuer drehte mit beiden Händen das Rad, so schnell er konnte — er kam ganz in Schweiß dabei. Der Kapitän selbst sah mit gespannter Aufmerksamkeit zu, rief von Zeit zu Zeit durch das Sprachrohr einen Befehl in den Maschinenraum hinunter, dazwischen beobachtete er die Abstände des Schiffes vom Ufer.

Jetzt befahl er: „Mit ganzer Kraft zurück!“ und die Schraube drehte sich plötzlich in der entgegengesetzten Richtung. Gleichzeitig lief ein Schütteln und Zittern durch den Schiffsleib bis zur höchsten Mastspitze empor. Aus dem Ventil am Rauchfang entwich zischend und mit weißer Wolke der Dampf. Die Wassermassen am Heck gerieten abermals in ein Brodeln und Kochen, diesmal stärker als zuvor, ein Rauschen und Tosen begann, als ob ein Wasserfall ins Meer stürzte.

Langsam drehte sich nun der Leib des Schiffes. An der Seite, von der er sich abkehrte, glätteten sich alle

Wellen und die See lag wie ein Spiegel da, nur zeitweise von kleinen kreisenden Trichtern unterbrochen. Auf der andern Seite leckten die verdrängten Wellen schäumend an der Bordwand empor.

Nun hielt der Bug auf die offene See hin. „Mit ganzer Kraft voraus!“ rief der Kapitän durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinab. Das Schäumen und Tosen am Heck verstärkte sich vorübergehend, flaute aber dann ab, je mehr das Schiff Fahrt gewann.

Ein frischer Wind wehte über das Deck. Höher schäumten die Wasserfahnen zu beiden Seiten des Bugs empor. Das Schiff kam in Fahrt. Kleiner und immer kleiner wurden die Ufer, die große Stadt versank, es schien, als tauchten ihre Häuser und Türme langsam ins Meer hinab.

Vor dem Bug aber breitete sich in der Helle der steigenden Sonne das Meer, das in dem unendlich fernen Horizont mit dem Blau des Himmels verschwamm.

Welche Schicksale barg die gleißende und strahlende Weite?

Ein frischer Fahrtwind strich über das Deck. Mira spazierte mit langen Schritten umher, guckte über die Stiegen hinab und in die Schächte, kletterte wohl auch auf die Kommandobrücke, wo sie sich vom Kapitän kraulen ließ, oder stattete der Schiffsküche einen Besuch ab, der nie ohne nahrhafte Folgen blieb.

Doch die unteren Räumlichkeiten des Schiffes, wie Lager- und Maschinenraum, verschonte sie dieses Mal mit ihren Besuchen. Sie hätte sich dann zu weit von dem gewissen Orte entfernt, der ihr Geheimnis barg.

Es war noch nicht entdeckt worden. Aber die Jungen

begannen schon sehr lebhaft zu krabbeln, immer wieder verließ das eine oder das andere den Bereich des Versteckes — und einmal — ja, da geschah es, daß eines mit seinen unbeholfenen zitternden Beinen den ersten Ausflug auf Deck wagte. Es war gerade Nacht und die Wache hatte nichts bemerkt.

Aber am nächsten Morgen spazierte ein anderes von den Jungen in den hellichten Tag hinein. Da gab es nun ein Hallo und eine Aufregung. Der Wachhabende rief den ersten Offizier, dieser den Kapitän, man forschte in dem Gerümpel nach und bald hatte man die ganze Bescherung entdeckt. Miras gesamtes Mutterglück war zutage getreten.

Sogleich trat man zu einer Beratung zusammen, bei der es sehr ernste Gesichter gab, ein Für und ein Wider, ein Achselzucken, ein Kopfchütteln — und schließlich einige bedauernde Mienen.

Mira freilich ahnte von keinem Unheil. Sie fand es auf einmal ganz selbstverständlich, daß jetzt ihre Kinder wie verschiedenfarbige Wollknäuel mit komischen tapsenden und plumpsenden Bewegungen auf dem Hinterdeck herumtollten.

Manchmal legte sie sich breit auf die Deckplanken und sammelte ihre Sprößlinge um sich, die sich gierig auf die nie versiegende Nahrungsquelle stürzten. Dann schnurrte sie und leckte wohl dem einen oder andern von ihren Kindern das Fell glatt.

Aber eines Tages nahte das Unheil. Ein Matrose hatte schon einen Sack und ein nicht gebrauchtes Eisenstück von der Takelage vorbereitet. Mira wurde in die Schiffsküche gelockt, wo sie sich ja auch sonst gern aufhielt, und dort festgehalten.

Indessen aber wurde eines der Jungen nach dem andern von einer kräftigen Matrosenfaust gepackt und verschwand in dem Sack, der bereits das schwere Eisenstück enthielt. Nur ein besonders drolliges, ein schwarzes mit einem weißen Dreieck auf der Brust, entging diesem Schicksal.

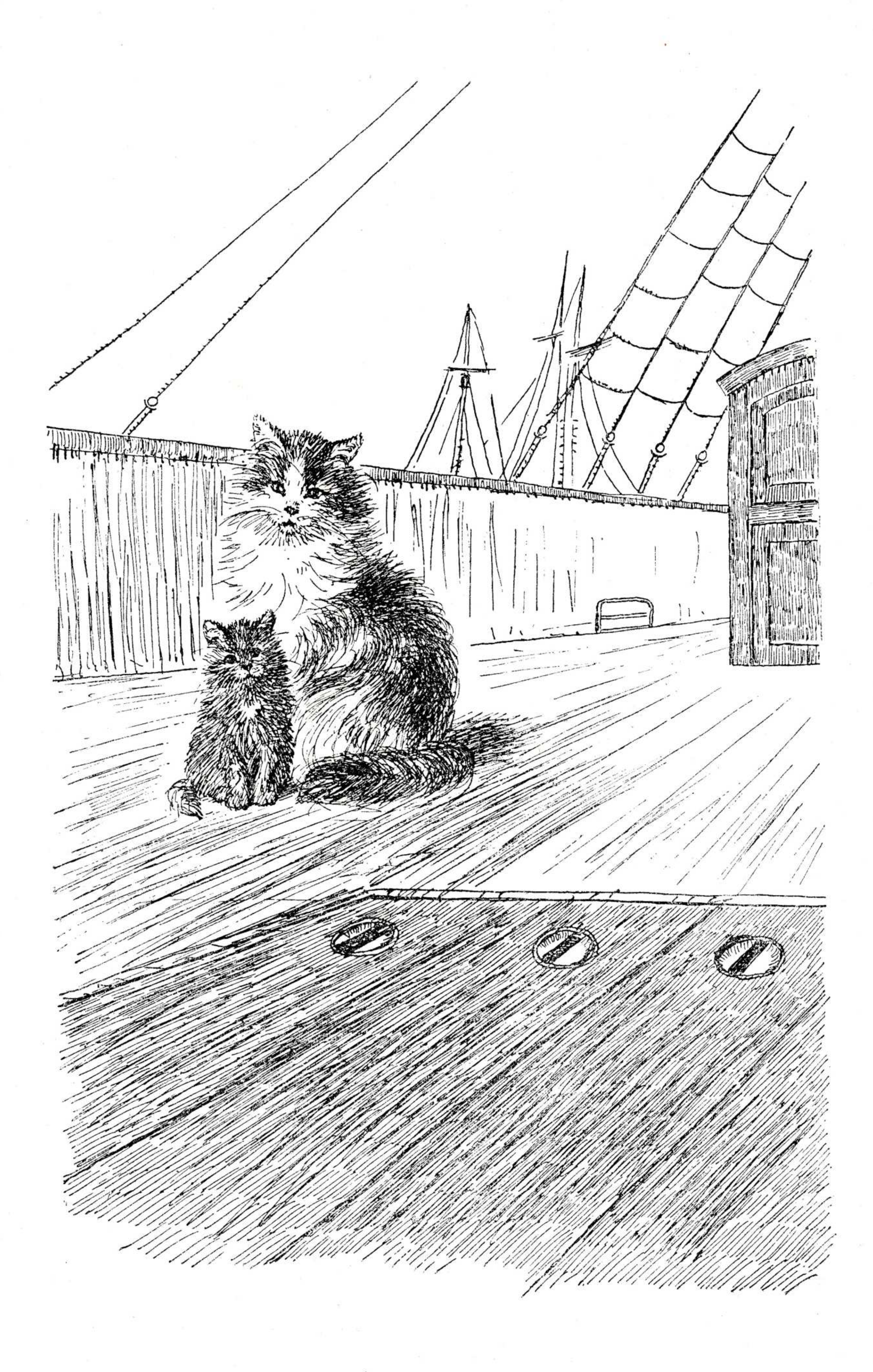
Dann wurde der Sack zugebunden und ein kräftiger Armschwung beförderte ihn über Bord. Spritzend fing ihn die See auf und verschluckte ihn sogleich. Nur einige silberne Luftblasen perlten noch empor. Dann war es aus.

Als Mira von der Schiffsküche zurückkam, wackelte ihr nur ein Junges entgegen. Sie legte sich, wie sie es gewohnt war, und ließ ihr Kind trinken. Aber sonderbar, es blieb bei einem Jungen! Kein weiteres erschien. Und es wimmelte doch sonst alles um sie herum!

Da bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Sie sprang auf, ließ das hungrige Junge miauen und fing an zu suchen. Sie suchte zwischen den abgelegten Schiffstauen am Achterdeck, sie rannte mittschiffs, kletterte auf die Kommandobrücke, guckte über Bord auf das graue verschwiegene Wasser, sah bis auf das Vorschiff — nichts war zu finden. Sie rief, sie lockte — nichts antwortete als das eine Junge, das ihr mit seinen unbeholfenen Beinen wimmernd nachzulaufen suchte.

Sie suchte noch tagelang. Allmählich beruhigte sie sich etwas, aber eigentlich ließ sie von dem Suchen nicht, so lange das Schiff in Fahrt war.

Und es war eine lange Fahrt. Sie führte über den großen Ozean bis nach Südafrika. Dort ankerte das Schiff in einem Hafen.



Mira sog begierig die Hafenluft ein, jenes unaussprechbare Gemisch von Gerüchen fauler Fische, des Seetangs und des salzigen Meeres, das sie so liebte. Aber sie ging nicht an Land. Das von ihren Kindern einzig ihr Verbliebene hätte ihr nicht folgen können. Ungeschickt tapste es noch über Deck, kugelte sich mehr, als daß es lief, wenn es der Mutter hungrig entgegeneilte. Matrosen hatten ihm mit Planken ein kleines Ställchen abgegrenzt, nachdem es einmal durch die Luke in den Laderaum gefallen war und dort jämmerlich um Hilfe geschrien hatte.

Die Mutter versorgte es gewissenhaft und wurde selbst versorgt, wie es sich gehörte. Nichts ging den beiden ab. Sie lebten glücklich und zufrieden. Das Kleine wuchs und gedieh. Die Matrosen tauften es „Star" nach dem dreieckigen schneeweißen Stern, der ihm auf der Brust saß.

Es war unter diesen Umständen begreiflich, daß Mira von keiner Sehnsucht an Land getrieben wurde.

Einige Wochen hindurch war es recht still auf dem Schiffe. Die Matrosen waren viel im Hafen, vergnügten sich in den Kneipen und brachten ihre Heuer durch. Dann aber wurde es wieder lebhaft an Bord. Die Ladeluken öffneten sich, am Kai ratterten die Lastautos, beladen mit Kisten und Ballen, die Ladekräne fuhren mit ihren Riesenarmen quietschend durch die Luft, hoben die Packen und Bündel hoch in das Blau, wo sie von kreischenden Möwen umflogen wurden, und senkten sie dann hinab in die dunklen unersättlichen Mäuler der Ladeluken.

Da unten wurden Kisten auf Kisten, Ballen auf Ballen aufgestapelt. Matrosen schossen aufgeregt und gestiku-

lierend hin und her, schwitzende Neger, die man für die Verladung angeworben hatte, rückten Kisten zurecht, schoben schwere Bündel auf ihre breiten Schultern und verbreiteten einen fremdartigen Geruch im Raum. Auch Mira stieg nun öfters hinab, beroch die neuangekommenen Kisten, verweilte in besonderer Andacht bei den Heringfässern, wurde immer wieder weggejagt, war aber stets und mit nie versiegender Frechheit überall und gerade dort, wo man sie nicht brauchen konnte.

Als die Waren verstaut waren, kamen die Tage der Verladung der Kohle. Sie spendete ihre Energie den Kesseln und Maschinen, die wiederum die Schrauben bewegten, für Licht und Heizung sorgten. Die Kohlentrimmer kamen an Bord, schwere muskulöse Gestalten, die mit weiten Schritten, tief gebeugt unter ihren Säcken, dahinstampften. Wenn sie die Säcke in die Bunker entleerten, stiegen schwarze Wolken von Kohlenstaub empor. Allmählich legte sich der Staub über das ganze Deck, bedeckte die reinlich gescheuerten Planken, legte eine trübe Haut über die sonst in Regenbogenfarben spielende Ölschicht des Wassers. Was man an Deck angriff, machte schwarz, man wurde es selbst und alles Waschen nützte nur für eine kurze Spanne Zeit. Miras Dreifarbigkeit wandelte sich zugunsten einer einheitlichen schwarzen Farbe und Star verlor den weißen Fleck auf der Brust. Beide mußten öfters nießen, wenn ihnen der Kohlenstaub in die Nase kam.

Aber auch das ging vorüber. Dann kamen die Tage, an denen der ganze Schmutz und Ruß der Verladungen von den Decks gescheuert wurde. Eimer um Eimer wurde an Bord getragen und über die Deckplanken gegossen. Mira und Star verkrochen sich irgendwo in der Höhe

auf einem trockenen Platz, denn sie konnten die Nässe nicht ausstehen. Wenn sie hinunter an Deck kamen, setzten sie ihre Pfoten ganz vorsichtig auf, daß sie ja nicht zu naß wurden — Mira mußte beim Anblick des Wassers mit Schaudern an ihr Abenteuer im Kanal zurückdenken.

Endlich kam der Tag, an dem das Deck blitzblank und sauber war, und dann der, an dem mit lautem Kettenklirren der Anker emporgehoben wurde und das Schiff in See ging. Mira warf keinen Blick auf den entschwindenden Hafen; sie hatte sich diesmal nicht nach dem Lande gesehnt, ließ sich an Deck den frischen Fahrtwind am Bart vorbeistreichen und genoß das Leben.

7

Mira beendet ihre Seereise und landet in einer Hafenkneipe, wo es ihr schlecht ergeht

Dieses Mal gab es eine lange Fahrt. Und als sich das Schiff wieder einem Hafen näherte, da hatte Mira schon die Sehnsucht nach dem Lande gepackt. Begierig schnupperte sie den Düften und Gerüchen entgegen, die vom Lande her über das Schiff strömten, das eben in den Hafen einfuhr. Auch Star sog die für ihn ungewohnten Gerüche mit Interesse ein.

Nun aber wurden sie alle beide in einen Deckelkorb gepackt — einen ähnlichen hatte Mira schon einmal kennengelernt —, denn wieder einmal wurden Besitzrechte über sie ausgeübt. Der erste Steuermann hatte nämlich beschlossen, die beiden Katzen der Besitzerin einer Hafenkneipe, mit der er sehr gut bekannt war, zu verehren. Sie hatte ihm einmal über die große Mäuseplage in ihrem Hause geklagt, und da er bei ihr hoch in der Kreide stand, so wollte er ihr gerne einmal einen Gefallen tun.

Also landeten Mutter und Sohn in dem Etablissement der Mrs. Wimple. Es war durchaus nicht vornehm, man saß an blanken ungehobelten Tischen und auf noch weniger gehobelten Bänken, die mitunter den Hosen sehr gefährlich wurden. Es war auch nicht übertrieben sauber, es roch nach Fisch und abgestandenem Bier. Dafür ging es an den Abenden um so lauter her: zur Begleitung des Schifferklaviers oder eines Automaten wurde

gesungen, aber auch gegröhlt, geschrien, geflucht — wie es eben den rauhen Matrosenkehlen recht war.

Mrs. Wimple nahm die beiden Katzen in Augenschein und erklärte sich recht befriedigt. Sie äußerte keine besondere Zuneigung zu ihnen, sie streichelte oder liebkoste die beiden nicht, sondern betrachtete sie nur als Hausangestellte, mit einem bestimmten Aufgabenbereich; so wie sie ihre Kellner, Hausmädchen und Köchinnen engagiert hatte, so wurden eben auch die beiden Katzen für den Mäusefang engagiert und erhielten dafür als Gegenleistung regelmäßig ihr Fressen vorgesetzt.

Mira erfüllte auch getreulich ihre Aufgabe. Sie kroch untertags und mehr noch in den Nächten unentwegt im Keller und auf dem Dachboden umher und war ein Schrecken der Mäuse. Star hatte seine Aufgabe — offenbar infolge seiner Jugend — noch nicht erfaßt. Er trieb Allotria und erheiterte die Gäste, aber Mäuse fing er nicht. Mrs. Wimple hätte darüber hinweggesehen. Aber als er ihr eines Tages über den Milchkrug kam, mußte er seine Laufbahn bei ihr beenden. Er wurde fortgeschafft. Mira fühlte sich davon nur wenig berührt, denn in den letzten Monaten hatte sich das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn merklich abgekühlt. Er bedurfte ihrer nicht mehr, da er sich zusehends der Erwachsenheit näherte, und sie war froh, daß sie ihrer Mutterpflicht ledig war.

Nach dem Abgang Stars hielt sich Mira mehr unten in der Gaststube auf, wo sie auch immer ihre Milch vorgesetzt bekam. Dann und wann fielen auch einige

nahrhafte Brocken für sie ab, die ihr der eine oder andere mitleidige oder tierliebende Gast abtrat.

Einmal allerdings kamen einige angeheiterte Matrosen auf eine merkwürdige Idee. Sie schütteten ein Glas Schnaps in die Milch, die Mira eben vorgesetzt bekam.

Mira schlürfte ihre Milch wie immer aus, aber bald wurde ihr sehr komisch zumute. Zunächst hatte sie ein



angenehmes Gefühl innerer Heiterkeit und Zufriedenheit, auch war es ihr, als würde sie federleicht durch den Raum schweben.

Von den Matrosen im Kreis beobachtet und mit gelegentlichen Heiterkeitsausbrüchen begleitet, wenn sie ein gar zu komisches Bild abgab, torkelte sie über die Diele, patschte in Lachen vergossenen Bieres, — denen ihre Pfoten sonst peinlich genau ausgewichen waren — rempelte gegen Tisch- und Stuhlbeine oder kugelte sich wollüstig auf dem schmutzigen Boden.

Dann aber begann sich plötzlich alles in rasender Schnelligkeit um sie zu drehen. Sie stürzte zu Boden, während ein erneuter Heiterkeitsausbruch der bestens unterhaltenen Gäste ihr in die Ohren schallte.

Schließlich wurde ihr immer elender zumute und sie übergab sich. Und obwohl dies der Reinheit der Gaststube nicht wesentlichen Abbruch tat, warf sie Mrs. Wimple erbost zur Tür hinaus. In der frischen Luft ernüchterte sich Mira schließlich.

Ein anderes Abenteuer ging wesentlich schmerzhafter für Mira aus und bewog sie, ihre neue Herrin fluchtartig zu verlassen.

Die Straße, an der Mrs. Wimples Etablissement lag, wurde gerade frisch geteert. Beim Eingang stand ein rauchendes und stinkendes Teerfaß, in dem die schwarze Flüssigkeit brodelte.

Eine Gesellschaft etwas angeheiterter Gäste hatte nun den Gedanken, der Gastgeberin einen Streich zu spielen. Miras buschiger Schwanz war ihnen eben in die Augen gefallen. Nichtsahnend und zutraulich wie immer, ließ sie sich leicht fangen. Dann trug sie einer der

Gäste hinaus auf die Straße und steckte die Zierde ihres Leibes in den heißen Teer.

Es brannte wie Feuer. Mira fühlte sich lebhaft an ihr Siegellackabenteuer im Hause des Kapitäns erinnert. Sie biß und kratzte wie wahnsinnig um sich, so daß sie ihr Quälgeist loslassen mußte. Halb verrückt vor Schmerz, rannte sie durch die Straße, dem Hafen zu, während ihr der zähe Teer von den Schwanzhaaren rann.

Ohne Überlegung, nur vom Instinkt getrieben, sprang sie in das schmutzige Hafenwasser. Es zischte und dampfte — aber der Schmerz ließ nach, die Kühle berührte angenehm den mißhandelten Körperteil.

Als sie wieder ans Land stieg, saß der Teer teilweise in Krusten an ihrem Schwanz, zum Teil war er mit den versengten Haaren, in die er sich verfilzt hatte, abgefallen.

Sie legte sich auf den Steinen der Verladerampe in die Sonne und ließ sich trocknen.

Auf ihre schönste Zierde mußte sie nun für eine Weile verzichten: die letzten Teerkrusten fielen zwar ab, aber darunten kamen nur kahle Stellen zum Vorschein. Erst später wuchsen allmählich die Haare nach.

War es dieses für Mira äußerst unangenehme Abenteuer, oder der Geruch des Meeres und des Hafens, der Erinnerungen an schon vergangene Zeiten wachrief, was ihr die Rückkehr in das Heim Mrs. Wimples verleidete? Es ist schwer zu sagen.

In dieser Nacht wanderte sie jedenfalls durch die Hafenanlagen, die sich am Ufer entlangzogen, und war bald weit, weit fort.

Sie wanderte durch die stille Nacht, die durch die schmale Sichel des Mondes kaum erhellt war. Aber sie sah so gut, wie Menschen am Tage sehen. Die Nacht

war ihr Element, sie weckte ihre Jagdinstinkte, sie gab ihr Frische und Leben. Ihr Dunkel deckte sie von ihren Feinden, gab ihr Schutz und Sicherheit.

Sie lebte wieder ihr freies Leben im Hafen. An den Tagen lag sie faul in der Sonne und gab sich der Verdauung hin, streckte sich auf Mauern, Dächern und auf den von der Sonne erwärmten Steinen der Mole. Sie hörte auf das leise Schlagen der Wellen, auf das Heulen der Schiffssirenen, auf das Rufen und Fluchen der Hafenarbeiter, auf das Schnauben und Knurren der Motore, von denen die Ungetüme der schweren Lastautos bewegt wurden, die ohne Unterlaß ihre Ladung zu den unersättlichen Schiffen schleppten.

Je toller es zuging, je schriller die Kräne kreischten und je lauter und aufgeregter die Rufe und Flüche der arbeitenden Menschen sie umtönten, desto friedlicher fühlte sie sich, desto wonniger streckte sie sich, Ruhe und Glück im Herzen, in der Sonne.

Es kam freilich vor, daß sie ein übereifriger Hund oder ein Stein eines Gassenjungen aus ihrer Ruhe aufstörte. Dann verzog sie sich eben, kletterte auf eine Mauer oder ein Dach, wohin ihre Feinde ihr nicht folgen konnten, und schlief dort weiter.

Des Nachts aber wurde sie lebendig, da meldete sich auch der Hunger. Überall hatte sie ihre Sinne, schlich am Sandstrand entlang, um zu untersuchen, was die Wellen des Meeres für sie an das Land geworfen hatten, strich die Gossen und Rinnsteine ab, lauerte in den Kellern und auf den Dachböden den Mäusen auf, nahm wohl auch manchmal ein Vogelei von den Dächern.

Es war ein Leben nach ihrem Sinne, ein Leben der Freiheit, ein glückliches und zufriedenes Leben.

8

Mira erleidet Schiffbruch, rettet sich und beschließt ihr Leben auf einer einsamen Insel

Mira führte ihr freies Leben weiter, bis wieder die kühle Jahreszeit begann. Es war ihr schon ein dichter Winterpelz gewachsen, auch ihr Schwanz war nach dem schlimmen Abenteuer bei Mrs. Wimple in seiner alten Schönheit erstanden. Dennoch verlor sie in dem kühlen Wetter immer mehr die Freude an dem Leben im Freien. Die Sonne war hinter dunklen Wolken verdeckt oder drang nicht durch den Nebel, der sich kalt und beißend über den Hafen legte. An klaren Tagen aber wärmten ihre Strahlen nicht mehr und kalte Winde zausten Miras Fell.

Unzufrieden strich sie durch das Hafengelände, während draußen das Meer tobte und donnerte, die Masten und Taue der Schiffe im Winde ächzten und der kalte Sturm durch die Straßen fegte. Besonders unangenehm war es, wenn der Regen herunterprasselte. Kaum daß sie sich vor ihm schützen konnte. Nur wenige versteckte trockene Plätze gab es, in denen man sich bergen konnte. Schützte man sich, indem man sich in Kellern und Hausfluren verkroch, wurde man häufig aufgestöbert und davongejagt. Oft machten sich Hunde ein Vergnügen, die herrenlose Katze durch mehrere Straßen zu hetzen.

Je schlechter Miras Leben wurde, desto elender begann sie auch auszusehen. Ihr schöner Pelz wurde schütter und zerzaust, noch ehe die kalte Jahreszeit zu Ende ging, ihre Flanken fielen ein.

Kein Wunder, daß in ihr wieder die Sehnsucht nach dem bergenden Schiff wach wurde. So versuchte sie es denn eines Tages und kletterte an Bord eines Schiffes, eines sehr alten, schäbigen Kastens, der mit einer Ladung Seefische an Bord in den nächsten Tagen in See stechen sollte. Der Geruch der Ladung hatte sie angelockt. Sie wurde jedoch entdeckt und sogleich wieder über Bord gejagt.

Ihr nächstes Opfer war ein großer Passagierdampfer, der vor kurzer Zeit erst in den Hafen eingelaufen war. Jetzt lag er verlassen da — die Passagiere waren ausgeschifft worden — und auch die Besatzung war zum größten Teil an Land gegangen. Das Schiff war so menschenleer, daß Mira unentdeckt über die Anlandebrücke an Bord ging und dann ungehindert durch die Räume schlich, in der gar nicht aufgeräumten Küche nahrhafte Reste ergatterte und schließlich in einem Polstersessel des Gesellschaftsraumes erster Klasse ihr Verdauungsschläfchen hielt. Vor der Wache, die von Zeit zu Zeit ihre Runde durch die Räume machte, vermochte sie sich leicht zu verbergen.

Nach einigen Tagen konnte sie feststellen, daß sich einige Matrosen wieder auf das Schiff zurückbegaben. Aber das richtige lebhafte Treiben herrschte doch nicht an Bord, als sich der Kasten nun in Bewegung setzte. Die Kessel waren nicht geheizt und das Tacken und Klopfen der Maschinen war auch nicht zu hören. Mira wußte freilich nicht, daß das Schiff nur von kräftigen Schleppdampfern an Seilen aus dem Hafen gezogen wurde. Sie wußte auch nicht, daß die Reise nicht weit ging und das Schiff in ein Trockendock hineinbugsiert wurde, um gründlich überholt zu werden.

Unzufrieden und hungrig strich sie durch die Räume, denn ihre Nahrungsquellen waren versiegt. Ein Hämmern und Klopfen hob an, Scheuerfrauen hatten ihre Reinigungsarbeiten begonnen, Wassereimer wurden wieder geschwungen und die Nässe breitete sich überall aus. Für den blinden Passagier in Gestalt einer halbverhungerten Katze hatte niemand Verständnis. Überall wurde sie davongejagt, schließlich über Bord auf das Dock und vom Dock wieder in den Hafen.

Das Wetter war inzwischen ganz unwirtlich geworden. Während ein eiskalter Wind über sie hinwegfegte, strich Mira wieder im Hafen umher. Da lag noch der alte schäbige Kasten vor Anker, in dessen Nähe es so begehrlich nach Fischen roch. Aber untertags herrschte dort ein lebhaftes Treiben, Verladearbeiter rollten Fässer an Bord, die dröhnend über die Anlandebrücke donnerten — man konnte sich nicht in die Nähe wagen.

Erst nachts glückte es Mira, sich unbemerkt an Bord zu stehlen. Dieses Mal versteckte sie sich gut zwischen Fässern und Schiffstauen. Und man hatte sie noch nicht bemerkt, als am nächsten Morgen die Anker gelichtet wurden und der alte Kasten in See stach.

Er ächzte und stöhnte gottserbärmlich in den Wellen. Es war seine letzte Ozeanreise, für mehr taugte er nicht. Aber auch davon wußte Mira nichts. Und hätte sie geahnt, was ihr auf diesem Schiff noch bevorstand, so hätte sie sich sicher gehütet, es zu betreten. Aber sie war so ahnungslos wie der Kapitän und die Matrosen.

Diese waren im übrigen recht freundlich zu Mira. Sie sahen ein, daß man eine Schiffskatze recht gut brauchen konnte, und ließen sie in den Laderäumen

schalten und walten, wo sie den Ratten, die in dem alten Kahn schon recht heimisch waren, energisch zuleibe ging. Auch erhielt sie anstandslos und regelmäßig ein reichliches Futter.

Kurz — sie war auf dem besten Wege, sich anständig herauszumausern, ihr Fell wurde wieder glatt und ihre Flanken voller. Da trat eines Tages das Verhängnis ein, das freilich nicht allein sie betraf.

Nahe einer Inselgruppe mit gefährlichen Riffen geriet das Schiff in einen furchtbaren Sturm. Der alte Kasten wurde von den haushohen Wellen jämmerlich hin- und hergeworfen, an Bord rollten Fässer und Kisten zusammen mit zerbrochenen Rahen und Teilen der Takelage umher, Planken lösten sich, Segel rissen in Fetzen — es war eine Hölle.

Mira lief unruhig im Laderaum hin und her. Manchmal wagte sie sich auch an Deck, wurde aber durch die über Bord schlagenden Wellen immer wieder zurückgejagt. Und sie hatte ja stets eine Scheu vor dem Wasser empfunden.

Der Kapitän verzweifelte schließlich an der Rettung des Schiffes und funkte Hilferufe in die Welt hinaus. Er hatte Glück. Schon nahte ein großer Passagierdampfer, während das unglückliche Schiff in den Wellen seinen Todeskampf kämpfte.

Der Großmast war bereits abgebrochen, da und dort lösten sich Deckplanken und wurden über Bord gerissen, die Fässer der Ladung wurden von den Wellen erfaßt.

Die Mannschaft ließ die Rettungsboote an der Bordwand herab, die von der Windrichtung abgewandt war. Dennoch gingen auch hier die Wellen hoch und erschwer-

ten die Arbeit. Zuletzt verließ nach altem Seemannsbrauch der Kapitän das Schiff.

Freilich wußte er nicht, das er doch nicht der Letzte war. Um die Schiffskatze hatte sich in der Aufregung niemand gekümmert. Sie lief unten im Laderaum angstvoll jammernd hin und her, kletterte zeitweise an Deck empor, wurde aber immer wieder durch die über Bord spülenden Wogen zurückgejagt.

Da erschütterte ein Stoß, ein Splittern und Krachen das ganze Schiff. Denn es gab ja niemanden mehr, der das Steuer bedient hätte, um den verborgenen Riffen auszuweichen. Nun war das Schiff ganz in der Gewalt des Sturmes. Mitten in die gefährlichen Untiefen warf er es hinein und schon bohrte sich ein tückisches Korallenriff in seinen Leib.

Noch ahnte Mira nichts. Sie hockte unten im Laderaum auf einem Faß und stellte mit Beruhigung fest, daß das Schaukeln aufhörte. Auch das Heulen des Sturmes legte sich und die Wellen schlugen immer schwächer gegen das Schiff.

Aber nun erklang ein verdächtiges Rauschen und Glucksen des Wassers. Der Boden des Laderaums bedeckte sich mit der schmutzigen braunen Flut, die Fässer kamen ins Wanken und schwammen bald auf dem Wasser. Mira kletterte an Deck. Dort ließ es sich eher verweilen. Sie konnte sogar bei einem Faß mit Salzfischen, das im Sturm zerborsten war, das aber die Wellen nicht über Bord gespült hatten, einen Festschmaus halten.

Da war nun Mira mutterseelenallein auf dem verlassenen Schiff mitten in dem großen Ozean. Der Kapitän

und die Matrosen waren längst in Sicherheit. Von ihrer großen Verlassenheit empfand sie kaum etwas. Sie freute sich darüber, daß die See ruhig geworden war und dachte an keine Gefahr.

Doch allmählich leckten die Wellen immer höher an der Bordwand empor. Das Schiff sank. Und plötzlich begann sich das Deck zu neigen, wie wenn eine ganz starke Welle das Schiff erfaßt hätte. Mira rutschte ab, doch bekam sie rechtzeitig ein Tau zu fassen und kletterte auf das Dach des Ruderhauses, wo sie Halt fand.

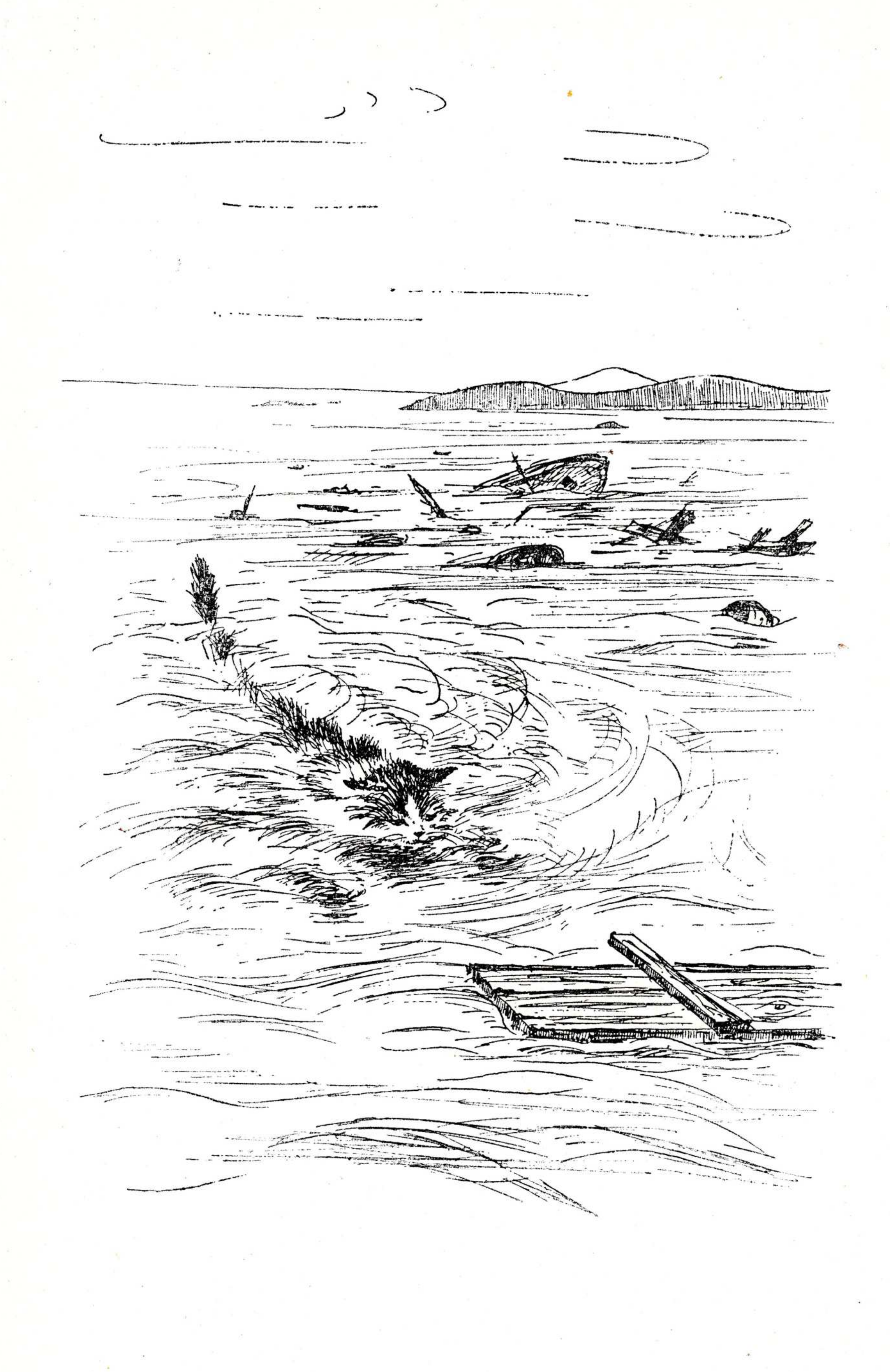
Nun aber erschütterte wieder ein Zittern das Schiff. Abermals bäumte es sich auf, wie von einer Riesenfaust emporgehoben, und sank dann in die Tiefe.

Mira wurde mit in das Wasser gezogen. Für kurze Zeit verlor sie die Besinnung. Aber ein gnädiger Wasserwirbel erfaßte sie und spie sie wieder an die Oberfläche.

Rings um sie schwammen Schiffsteile, Planken, Fässer, Takelagestücke auf der Oberfläche des Wassers. Eine Weile ruderte sie planlos umher, dann erreichte sie eines der Trümmer des Schiffes und erkletterte es. Es fand sich sogar ein trockenes Plätzchen darauf.

Der Sturm hatte sich nun ganz gelegt. Die Wellen glätteten sich, die Schaumkronen wurden kleiner und verschwanden bald ganz. Die Schiffstrümmer zerstreuten sich allmählich, von der Strömung fortgeschwemmt. Das Meer trieb mit ihnen sein mutwilliges Spiel, bis es sie irgendwo an das Land spie oder in seine unersättlichen Tiefen zog.

Auch Mira war nun ganz dem Meere anheimgegeben. Es war immer wie eine gütige Mutter zu ihr gewesen, es hatte sie ernährt, es hatte ihr Schicksal gnädig



gelenkt. Würde es auch diesmal dem in seiner unendlichen Weite verlorenen und verlassenen Geschöpf helfen?

Ein Tag neigte sich dem Ende zu und eine Nacht zog herauf. Mira begann Hunger zu spüren. Aber da war nichts um sie als die Unendlichkeit der Gewässer, von einem leichten Wellenschlag bewegt. Am Horizont stieg dunkel eine Insel auf — ganz weit in der Ferne. Manchmal durchpflügte die Rückenflosse eines hungrigen Hais die Wasseroberfläche; er umkreiste gierig die Beute, die ihm sicher zu sein schien.

Noch ein Tag ging vorüber und noch eine Nacht. Am Morgen darauf spürte Mira nagenden Hunger. Ihr klägliches Miauen verwehte in der großen Wasserwüste. Verzweifelt kletterte sie auf dem Trümmerstück umher, das sie trug. Ihr kleines ratloses Hirn gaukelte ihr gefüllte Milchtöpfe vor, ließ sie bei vollen Freßnäpfen schwelgen. Zwischendurch nagte der Hunger um so ärger.

Waren die Gewässer ihr gnädig? Verließ sie die helfende Mutter nicht? Langsam drehte sich der Wind und die Strömung trieb sie in eine neue Richtung.

Mira wußte nicht wohin. Sie verzweifelte, ihre Kräfte begannen sie zu verlassen. Schon aber hatte das Schicksal über sie beschlossen. Die große, unendliche Mutter hatte abermals Erbarmen mit ihr.

Unmerklich fast, doch stetig trugen die Wellen Mira dem Lande zu. Es war eine kleine, unendlich verlassene Insel inmitten des Ozeans. Hinter dem breiten Felsen- und Strandgürtel der Ufer grüßte ein Palmenwald.

Das Trümmerstück, auf dem Mira saß, trieb in eine stille Bucht. Da überwand Mira die Scheu vor dem

Wasser, die sie in der Gefahr nie gekannt, sprang herab und schwamm mit ihren letzten Kräften ans Ufer.

Das Meer verläßt die Geschöpfe nicht, die ihm zugehören. Es nährt die Millionen Fische in seinen blauen Tiefen, es gibt den Vögeln Speise, die zu seinen schäumenden Wellen herabstoßen, seine Fluten tragen das Leben einer unendlichen Zahl des seltsamsten Getieres. Es verläßt auch die kleine Schiffskatze Mira nicht, die sich in seiner grenzenlosen Weite, fern von den Menschen, verloren hat.

Die Menschen hatten sie oft betrogen, hatten ihr Vertrauen enttäuscht. Das Meer betrog und enttäuschte sie nicht.

Das Meer spendete ihr nun wieder freigebig von seinem unendlichen Reichtum. Es spülte einen toten Fisch an den Strand der menschenleeren Insel. Gierig verzehrte ihn Mira. Später fand sie noch mehr, lernte sie die Eier der Meeresvögel ausheben, die auf der Insel ihre Nistplätze hatten.

Sie lebte gut und glücklich auf der einsamen Insel. Sie war immer gern allein gewesen. Weder ihresgleichen noch die Menschen entbehrte sie. Sie lebte in Frieden die kurze Spanne Zeit zu Ende, die einem Katzenleben auf Erden gegönnt ist.

Oder vielleicht, daß eines Tages am Horizont die Mastspitzen eines großen Schiffes auftauchen, daß es durch die unendliche Weite des Meeres auf Miras Insel zugefahren kommt, daß es den Anker auswirft, um die in der Grenzenlosigkeit der Gewässer verlorene Schiffskatze Mira mit sich an Bord zu nehmen? Daß sie eine neue Seereise antritt? Daß sie wieder in einer der großen Städte landet, in den Hafenvierteln umherstrolchen darf

oder im Hause eines gütigen Menschen vor Wind, Wetter und Nahrungssorgen geborgen ist? Wer weiß es? Es geschehen die seltsamsten Dinge auf Erden, es mag auch das geschehen.

Nur das Eine ist sicher: daß wir Mira nun verlassen müssen, wie sie am Strande jener unbekannten fernen Insel mitten im Ozean steht und in das Meer sieht.

Ein frischer Wind weht über sie hin. Die Palmzweige über ihrem Kopfe wiegen sich in ihm. Die herbe Salzluft trägt er ihr zu, deren Frische sie stets belebte.

Leise schlagen heute die Wellen gegen die Felsen; morgen donnern sie vielleicht schäumend und in wütender Gewalt sich überschlagend an ihnen empor. Aber heute ist Frieden und Stille über dem Meere.

Eine Weile blinzelt Mira über das sonnendurchleuchtete Wasser hin, dann blendet sie die Helle. Sie legt sich auf einen Felsen, daß die wärmenden Strahlen ihren Körper ganz bedecken können. Sie schließt die Augen, sie schläft ein. Sie hört die Schreie der Vögel nicht mehr, das Rauschen der Palmwipfel nicht, nicht die ewige melodische Musik des Meeres.

Eines Tages wird sie die Musik nie mehr hören. Dann wird auch in ihr der Friede sein, den keine Unruhe der Welt mehr stört und der allen Geschöpfen auf der Erde zugedacht ist, die ihr glückliches und leidvolles Leben gelebt haben, so gut sie es vermochten.



INHALT









